D 20720 E

DER STERN

Juli 1983 · 109. Jahrgang · Nummer 7

DER STERN

Veröffentlichung der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage

Juli 1983
109. Jahrgang
Nummer 7

Die Erst Präsidentschaft: Spencer W. Kimball, Marion G. Romney, Gordon B. Hinckley.

Das Kollegium der Zwölf: Erza Taft Benson, Mark E. Petersen, Howard W. Hunter, Thomas S. Monson, Boyd K. Packer, Marvin J. Ahston, Bruce R. McConkie, L. Tom Perry, David B. Haight, James E. Faust, Neal A. Maxwell.

Redaktionsleitung: M. Russell Ballard, Rex D. Pinegar, Charles A. Didier, George P. Lee.

Chefredakteur: M. Russell Ballard.

Geschäftsführender Redakteur: Larry A. Hiller · **Stellvertreter;** David Mitchell.

Ressortleiter: Bonnie Saunders (Kinderbeilage), Roger B. Gylling (Layout), Norman Price (Produktion).

Verantwortlich für die Übersetzung: Peter Keldorfer, Deutsche Übersetzungsabteilung, Im Rosengarten 25B, D-6368 Bad Vilbel. Telefon: 06193/64017.

Lokalteil: Harald Frome, Im Rosengarten 25B, D-6368 Bad Vilbel, Telefon: 06193/64056.

INHALT

Selbstverpflichtung und Engagement. *Marion G. Romney* 1
Der Wert des einen – Wie man sich als Heimlehrer um inaktive Mitglieder bemühen kann. *Joseph B. Wirthlin* 7
Der Heimlehrer 15
Ein anderer Mensch. *Yvette Tracy* 18
Sechs Tage nach der Taufe. *Carolyn Thompson* 19
Ich habe eine Frage. *Russell M. Nelson* 22
Wir sind froh, daß wir auf Mission berufen worden sind. *Samuella R. Hawkins* 24
Das Licht des Herrn. *Boyd K. Packer* 26
Es begann in „Le Far West". *Philippe Benarous* 38
Bärenspuren. *Dean L. Larsen* 42
Die Überlieferung von der Sintflut bei den Anden-Indianern. *Kirk Magleby* 46

FÜR KINDER

Von Freund zu Freund. *Dwan J. Young* 1
Warum gibt es den Fastsonntag? *Sally Gunnell* 3
Eisfischen. *Ruth Schiefen* 4
Die Liebe unseres Erlösers. *Scott Greer* 5

Jahresabonnement:

DM 21,60 durch Einzugsverfahren (bei Bestellung durch Zweig oder Gemeinde).
Bei Direktbestellung an Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Stadtsparkasse Frankfurt 88666, BLZ 500 50102.
sFr. 18,– an Citybank, Genf, Konto-Nr. 0/312 750/007 Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage in der Schweiz.
öS 144,– an Erste Österreichische Spar-Casse, Wien, Konto-Nr. 000-81388, Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.
USA und Kanada (nicht mit Luftpost): $ 10.00.

© 1983 by the Corporation of the President of the Church of Jesus Christ of Latter-day Saints. All rights reserved.

Verlag Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Porthstraße 5-7, D-6000 Frankfurt am Main 50, Telefon: 0611/1534265.

Beilagenhinweis: Dieser Ausgabe liegt „DER FREUND 7/1983" bei.

Printed in the Federal Republic of Germany

PBMA 0620 GE

SELBSTVERPFLICHTUNG UND ENGAGEMENT

Präsident Marion G. Romney
Erster Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft

Wenn ich über das Thema Selbstverpflichtung und Engagement nachdenke, kommen mir viele bedeutende Persönlichkeiten aus der Bibel und dem Buch Mormon in den Sinn, auch die engagierten Mitglieder in der Frühzeit der Kirche – alles tapfere Leute, die sich einer edlen Sache verschrieben hatten. Wir müssen uns gleichermaßen selbst verpflichten, damit jeder von uns mit seinen persönlichen Fähigkeiten vor den Anforderungen der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage bestehen kann. In der Hoffnung, uns dazu zu motivieren, will ich uns an einiges erinnern, das die Charaktereigenschaften veranschaulicht, die wir entwickeln müssen.

Ich kenne dazu keinen besseren Weg als den der Söhne Mosias. Dabei will ich nicht so tun, als hätte ich genausoviel geleistet wie sie, doch habe ich genügend persönliche Erfahrung, um zu wissen, daß ihr Rezept bei jedem funktioniert, der sich daran hält.

Mormon sagt von ihnen: „Sie waren in der Erkenntnis der Wahrheit stark geworden, denn sie waren Männer mit gesundem Verständnis und hatten eifrig in der

Schrift geforscht, um das Wort Gottes zu kennen.

Aber das war nicht alles; sie hatten sich vielem Fasten und Beten hingegeben; darum hatten sie den Geist der Prophezeiung und den Geist der Offenbarung, und wenn sie lehrten, so lehrten sie mit der Kraft und Vollmacht Gottes." (Al 17:2–3.)

Das ist in der Kirche Gottes die große Antriebskraft. Ohne sie bleibt alles vergeblich.

Die Söhne Mosias hatten sich dazu verpflichtet, von Gott zu lernen. Heute gibt es wahrscheinlich kein Volk, das einen größeren Antrieb zum Lernen hat als die Heiligen der Letzten Tage. Das liegt auch darin begründet, daß der Herr uns sagt, wir sollen „studieren und lernen und mit allen guten Büchern und mit Sprachen und Zungen und Völkern bekannt werden". (LuB 90:15.) Denn, so sagt er, „es ist unmöglich, daß man als Unwissender errettet werden kann". (LuB 131:6.) Dieses Wissen bezieht sich auf die Wahrheit. „Man wird nicht schneller errettet, als man Erkenntnis erlangt", fügt der Prophet Joseph Smith hinzu. *(History of the Church.)*

Der Herr sagt auch: „Die Herrlichkeit Gottes ist Intelligenz." (LuB 93:36.) Und der Prophet Joseph Smith: „Jeglicher Grundzug der Intelligenz, den wir uns in diesem Leben zu eigen machen, wird mit uns in der Auferstehung hervorkommen. Und wenn jemand in diesem Leben durch seinen Eifer und Gehorsam mehr Wissen und Intelligenz erlangt als ein anderer, so wird er in der künftigen Welt um so viel im Vorteil sein." (LuB 130:18–19.)

An anderer Stelle sagt der Herr: „Wahrlich, ich sage euch: Es ist mein Wille, daß ihr . . . Kenntnis von der Geschichte und von Ländern und Reichen und von den Gesetzen Gottes und der Menschen erlangt, und das alles für die Errettung Zions." (LuB 93:53.)

Nun noch ein paar Gedanken dazu, daß unsere Selbstverpflichtung vorbehaltlos sein muß, daß wir uns voll und ganz engagieren müssen.

„O ihr, die ihr euch in den Dienst Gottes begebt", sagt der Herr, „seht zu, daß ihr ihm mit ganzem Herzen, aller Macht, ganzem Sinn und aller Kraft dient, damit ihr am letzten Tag schuldlos vor Gott stehen mögt." (LuB 4:2.)

Wahrscheinlich sind sie mit der folgenden Begebenheit aus dem Leben Nephis bekannt. Als sein Vater seine älteren Brüder bat, nach Jerusalem zu gehen und die Messingplatten zu holen, die ihre Abstammung nachwiesen, da heulten und jammerten sie. Nephi dagegen sagte: „Ich will hingehen und das tun, was der Herr geboten hat; denn ich weiß, der Herr gibt den Menschenkindern keine Gebote, ohne ihnen einen Weg zu bereiten, wie sie das vollbringen können, was er ihnen geboten hat." (1Ne 3:7.)

Als sie nach Jerusalem kamen, fiel die Aufgabe, die Aufzeichnungen zu holen, Laman zu. Zögernd ging er hin und kam mit leeren Händen zurück. Nephi erzählt, was sie dann taten: „Wir gingen hinab in das Land unseres Erbteils, und wir trugen unser Gold und unser Silber und unsere Kostbarkeiten zusammen." (1Ne 3:22.) Dann versuchten sie die Platten zu kaufen, aber Laban nahm ihnen das Gold und Silber weg, und sie mußten um ihr Leben rennen. Als sie die Stadtmauern hinter sich hatten, schlugen Laman und Lemuel Nephi mit Ruten. Sie waren entschlossen, ohne die Platten zu ihrem Vater zurückzukehren. Selbst nachdem ihnen ein Engel erschienen war und sie

„Der Stern" wird umfangreicher

Ab August 1983 wird *Der Stern* jeden Monat – abgesehen von den *Nachrichten der Kirche* – 64 Seiten umfassen.
Bisher sind jährlich fünf Ausgaben zu je 48 Seiten, fünf zu je 64 Seiten und zwei Generalkonferenzberichte erschienen.
Die Konferenzausgaben werden weiterhin als Sonderausgabe des *Stern* erscheinen. Alle übrigen Ausgaben umfassen 64 Seiten – eine Zunahme von 80 Seiten im Jahr, zuzüglich der Nachrichten.
Diese zusätzlichen Seiten möchten wir für interessante und vielfältige Artikel und Berichte nützen. Die Augustausgabe enthält beispielsweise den Artikel „Israel in Asien" von Dr. Spencer J. Palmer, einen Bericht über Hinweise alter jüdischer Ansiedlungen in fernen Ländern wie Japan und Korea. Ebenfalls für August ist die Veröffentlichung einer wichtigen Ansprache von Elder F. Enzio Busche vom Ersten Kollegium der Siebzig mit dem Titel „Das ist das ewiges Leben" vorgesehen.
In der Septemberausgabe können Sie den Artikel „Unser Bruder Ischmael" von James B. Mayfield lesen – einen Überblick über die Welt des Islam und unsere Beziehung dazu.

zurechtgewiesen hatte, blieben sie noch dabei (s. 1Ne 3:28–31), doch Nephi sagte:
„Laßt uns abermals nach Jerusalem hinaufgehen, und laßt uns im Halten der Gebote des Herrn treu sein; denn siehe, er ist mächtiger als die ganze Erde, warum also nicht auch mächtiger als Laban und seine fünfzig, ja, als seine Zehntausende?" (1Ne 4:1.)
Nephi ging hin und kam mit den Platten zurück. Später, als Nephi ein Schiff zu bauen begann und wegen des Widerstandes seiner Brüder bekümmert war, meinten sie, er sei entmutigt. Er gab ihnen darauf die großartige Antwort: „Und wenn mir Gott geboten hätte, was auch immer zu tun, so könnte ich es." (1Ne 17:50.)
Nephi erfüllte seine Mission, weil seine Selbstverpflichtung und sein Engagement durch und durch gingen.

Als Paulus die Absicht und Bedeutung von Gottes Errettungsplan voll erkannte, als ihm klar wurde, daß der Name Jesu der einzige Name unter dem Himmel ist, wodurch der Mensch errettet werden kann (s. 2Ne 25:20), wurde all sein früheres Lernen im Vergleich dazu bedeutungslos. Er war so bekehrt, daß er sich auf der Stelle dazu verpflichtete, seinen Mitmenschen das Evangelium zu bringen.
Dasselbe gilt für Alma. Er sagt in bezug auf seine Bekehrung: „Von der Zeit an bis jetzt habe ich mich ohne Unterlaß bemüht, Seelen zur Umkehr zu bringen, daß sie von der übergroßen Freude kosten, die ich gekostet habe, damit auch sie aus Gott geboren werden könnten und voll des Heiligen Geistes würden." (Al 36:24.)
Seine Arbeit bezeugt, daß seine Aussage der Wahrheit entspricht. Er gab sogar sein

Amt als Oberster Richter, als oberster Verwaltungsbeamter, auf, „damit er selbst unter sein Volk ... gehen könne, um ihnen das Wort Gottes zu predigen, sie wiederum zu Pflichtbewußtsein aufzustacheln und um durch das Wort Gottes allen Stolz und alle Hinterlist und alle Streitigkeiten, die es unter seinem Volk gab, niederzureißen; denn er sah keinen anderen Weg, sie wieder zurückzugewinnen, als daß er sich eifrig bemühte, ein klares Zeugnis gegen sie abzulegen." (Al 4:19.)

Ich will nun damit nicht sagen, daß wir alle unsere tägliche Arbeit aufgeben und uns vollzeitig dem geistlichen Dienst weihen sollen. Das tun wir nur, wenn wir dazu berufen werden. Ich möchte vielmehr zum Ausdruck bringen, daß wir den Errettungsplan kennenlernen und uns bewußt machen müssen, daß er der einzige Weg zu Frieden und Glücklichsein in dieser Welt und zu ewigem Leben in der künftigen Welt ist. Vor allem anderen müssen wir uns vorbehaltlos dazu verpflichten, den Mitmenschen unsere Erkenntnis und unser Zeugnis in Wort und Tat mitzuteilen, damit sie das Evangelium empfangen und sich daran freuen.

Durch das Studium der heiligen Schriften müssen wir lernen, was der Herr durch seine Propheten in bezug auf den Errettungsplan offenbart hat. Durch regelmäßiges Morgen- und Abendgebet und aufrichtiges Befolgen der Lehren des Evangeliums sollen wir uns des Friedens und Geistes des Evangeliums erfreuen. Durch aufrichtiges und zielstrebiges Bemühen sollen wir uns durch die Macht des Heiligen Geistes das Zeugnis erarbeiten und bewahren, daß das Evangelium wahr und von Gott ist. Wir sollen uns so dazu bekehren und dafür engagieren, daß es unser ganzes Leben beeinflußt. Wenn wir eine Entscheidung treffen und wenn wir handeln, müssen wir Recht und Unrecht konsequent in seinem Licht abwägen. Wenn wir das immer täten, gäbe es in unserem Urteil und Handeln in bezug auf die quälenden Fragen und Probleme unserer Zeit keine Fehler.

Wir hätten beispielsweise die richtige Einstellung zu Geschäftstätigkeit und Erholung am Sonntag. In einer Gesellschaft, die zum Errettungsplan bekehrt wäre, brauchte man kein Gesetz, das die Läden am Sonntag schließt. Es gäbe keinen Sabbatschänder, der sein Geschäft aufmacht. Es gäbe keine Sabbatschänder, die einkaufen. Wir brauchten keine Abtreibungsgesetze. Es gäbe keine pornographische Literatur, keine obszönen Filme oder andere Formen erniedrigenden Zeitvertreibs.

Ich rufe uns alle auf: Treffen wir die Entscheidungen, vor denen wir stehen, im Licht des Errettungsplans, und handeln wir auch danach. Es gibt unter dem Himmel nichts, was für uns alle wichtiger wäre. Wir müssen uns dazu verpflichten, so zu leben, daß wir aus diesem großartigen Plan Nutzen ziehen; er wurde ja von Anfang an für die Erlösung des Menschengeschlechts und für die Errettung und Erhöhung in Gottes Gegenwart ersonnen. Jeder von uns muß die erforderliche Selbstverpflichtung eingehen und danach leben. Wie unser tägliches Leben auch aussehen mag, wir müssen den Geist des Errettungsplans verstehen und wahren und uns an den Plan halten. Wir können auch positiven Einfluß auf die ausüben, mit denen wir dienen und anderweitig in Kontakt treten, und ihnen helfen, die Wahrheit zu finden. Ich glaube außerdem daran, daß die beste Methode, auf den richtigen Weg zu gelangen

„Von der Zeit an bis jetzt habe ich mich ohne Unterlaß bemüht, Seelen zur Umkehr zu bringen, damit auch sie aus Gott geboren werden könnten und voll des Heiligen Geistes würden."

Gemälde von Arnold Friberg

und darauf zu bleiben, darin liegt, daß wir tun, was Jesus getan hat, nämlich uns vorbehaltlos dazu verpflichten, den Willen des Vaters zu tun. Er machte sich unter anderem gründlich damit vertraut, was der Vater als seinen Willen verkündet hatte. Und vor allem stand er durch das Gebet mit dem Vater in Verbindung. Das tat er nicht nur, um den Willen des Vaters zu erfahren, sondern auch, um die Kraft zu erlangen, den Willen des Vaters zu tun. Er hat wohl während seines irdischen Wirkens nie eine wichtige Entscheidung getroffen oder sich einer Krise gestellt, ohne zu beten. Aus dem Bericht über sein Ringen in Getsemani erfahren wir, daß er den Willen seines Vaters immer getan hat, auch wenn es nicht immer leicht oder angenehm für ihn war.

In dieser Evangeliumszeit lehrt uns der Herr genauso nachdrücklich wie in seinem irdischen Wirken, wie wichtig es ist, daß wir uns in seinem Dienst voll engagieren (uns vorbehaltlos dazu verpflichten) und seine Gebote strikt befolgen.

Wir tun jeder gut daran, den Weg zu gehen, den Jesus uns in Wort und Tat vorgelebt hat.

Er ruft jeden von uns auf: „Folge mir nach!" (Mt 9:9.) □

Für die Heimlehrer

Einige wesentliche Punkte, die Sie vielleicht bei Ihrem Heimlehrgespräch hervorheben möchten:

1. Heute gibt es wahrscheinlich kein Volk, das einen größeren Antrieb zum Lernen hat als die Heiligen der Letzten Tage. Jeder von uns muß sich selbst dazu verpflichten.

2. Wir müssen uns vorbehaltlos dazu verpflichten, den Mitmenschen unsere Erkenntnis und unser Zeugnis mitzuteilen, damit sie das Evangelium empfangen und sich daran freuen können.

3. Wenn wir eine Entscheidung treffen und wenn wir handeln, müssen wir Recht und Unrecht konsequent im Licht des Errettungsplans abwägen.

4. Die beste Methode, auf den richtigen Weg zu gelangen und darauf zu bleiben, liegt darin, daß wir tun, was Jesus getan hat, nämlich uns vorbehaltlos dazu verpflichten, den Willen des Vaters zu tun.

Für die Diskussion:

1. Schildern Sie Ihre eigenen Gefühle oder persönliche Erfahrungen im Zusammenhang mit der Umkehr. Fordern Sie die Familie auf, zu sagen, was sie darüber denkt.

2. Gibt es in diesem Artikel Schriftstellen oder Zitate, die in der Familie vorgelesen oder besprochen werden können?

3. Wäre es besser, vor dem Heimlehrbesuch mit dem Familienoberhaupt zu sprechen? Haben der Kollegiumsführer oder der Bischof dem Familienoberhaupt etwas in bezug auf Selbstverpflichtung und Engagement zu sagen?

DER WERT DES EINEN

Wie man sich als Heimlehrer um inaktive Mitglieder bemühen kann

Elder Joseph B. Wirthlin
vom Ersten Kollegium der Siebzig

Während seines irdischen Lebens lehrte Jesus einmal:
„Wenn einer von euch hundert Schafe hat und eines davon verliert, läßt er dann nicht die neunundneunzig in der Steppe zurück und geht dem verlorenen nach, bis er es findet?
Und wenn er es gefunden hat, nimmt er es voll Freude auf die Schultern, und wenn er nach Hause kommt, ruft er seine Freunde und Nachbarn zusammen und sagt zu ihnen: Freut euch mit mir; ich habe mein Schaf wiedergefunden, das verloren war.
Ich sage euch: Ebenso wird auch im Himmel mehr Freude herrschen über einen einzigen Sünder, der umkehrt, als über neunundneunzig Gerechte, die es nicht nötig haben umzukehren." (Lk 15:4–7.)
Dieses Bild veranschaulicht, welch großen Wert jeder von uns in den Augen des himmlischen Vaters hat.
Heute, wo das Leben immer komplizierter wird, tragen viele Kräfte dazu bei, daß sich mancher unwichtig und unbedeutend fühlt, bloß als Nummer in Regierungsakten oder in der Universitätsmatrikel oder bei der Bank. So hat er oft das Gefühl, das menschliche Leben sei bedeutungslos, wenig mehr als eine Blase auf einem Wellenkamm. Es ist heute dringender als je zuvor, daß ein jeder sich der Liebe des göttlichen Vaters bewußt wird, in dessen Augen er einen ewigen Platz einnimmt. Viel wichtiger als jede Erkenntnis in der Wissenschaft oder jedes glitzernde bißchen weltliches Wissen ist die Bekräftigung des menschlichen Wertes, die der Herr durch den Propheten Joseph Smith ausspricht:
„Und wenn ihr alle eure Tage damit zubringt, diesem Volk Umkehr zu predigen, und auch nur eine einzige Seele zu mir führt – wie groß wird doch eure Freude sein mit ihr im Reich meines Vaters!
Und nun, wenn eure Freude schon groß sein wird über die eine Seele, die ihr zu mir ins Reich meines Vaters geführt habt – wie groß wird eure Freude erst sein, wenn ihr viele Seelen zu mir führt!" (LuB 18:15–16.)
Ein Gleichnis aus unserer Zeit erzählt von einem Farmer, dessen Weizenernte alles übertraf, was er je erlebt hatte. Er konnte an nichts denken als an die Schätze, die er mit dem Geld für seine Ernte kaufen konnte. Jeden Tag besuchte er seine Felder, starrte auf das wunderbare Meer goldenen Getreides

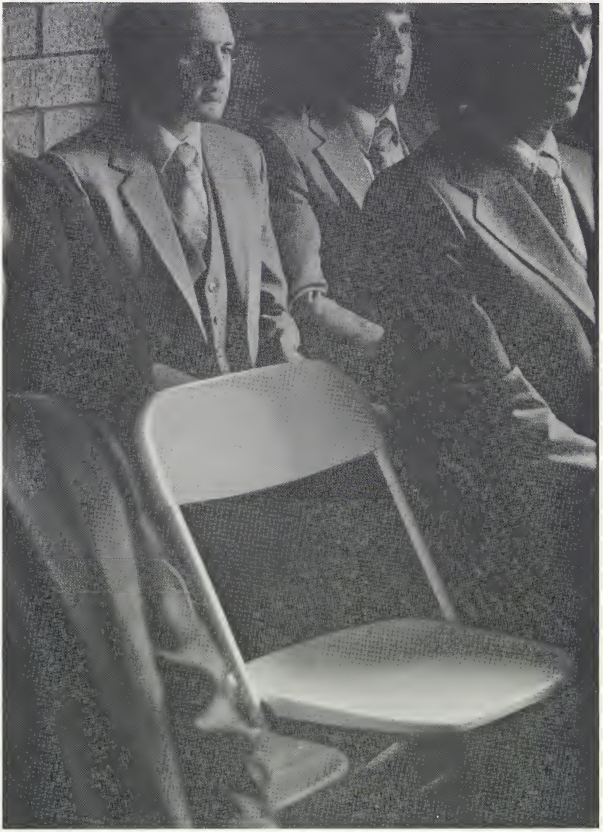


Foto von Eldon K. Linschoten

und kam dann nach Hause und erzählte seiner Familie stolz, wie reich er sein würde.

Der Farmer hatte einen kleinen Sohn, der krank war und den Vater bat, ihn aufs Feld mitzunehmen, damit er den vielen reifen Weizen auch sehen könne. Der Vater willigte ein, zog seinen Sohn warm an und nahm ihn mit nach draußen. Da stand er, ganz in den Schatz versunken, der vor ihm lag, und bemerkte nicht sofort, daß sein Sohn nicht mehr neben ihm war. Es verging eine Weile, bis es ihm auffiel, und er fing an, im Weizen zu suchen, der doch höher stand als der Junge. Als er ihn nicht fand, lief er in Panik ins Dorf, um seine Nachbarn zu Hilfe zu rufen. Alle kamen herbei, faßten sich an der Hand und bildeten einen riesigen Kreis. So gingen sie langsam vorwärts und trampelten die dichtstehenden Weizenhalme nieder, bis die Leiche des Jungen gefunden wurde. Völlig verzweifelt trauerte der Vater über den Tod seines Sohns, den er so liebgehabt hatte. Ihm wurde bewußt, wieviel wertvoller ein Mensch als Geld und Reichtum ist. (Sidney H. Alexander jun., „Today's Crises".)

Als Gottes Kinder müssen auch wir uns den großen Wert jedes Menschen bewußt machen. In der Kirche verwenden wir viel Geld und viel Zeit darauf, „unsere Toten zu erretten" und Tausende unserer jungen Leute und andere willige Mitglieder auszusenden, daß sie das Evangelium predigen und diejenigen sammeln, die auf die Stimme des guten Hirten hören wollen. Wir suchen nach jedem, der unsere Botschaft annimmt. Ein weiterer wichtiger Teil unserer Anstrengungen ist aber darauf gerichtet, die Verlorenen zu suchen und sie wiederzugewinnen. Das ist nicht so einfach wie das Suchen von Schafen. Die Spuren von Schafen sind viel leichter zu sehen und zu verfolgen als die Motive im Herzen von verlorenen Mitgliedern, von denen allzu viele den geistigen Werten des Evangeliums gleichgültig gegenüberstehen. Mir liegen diejenigen Söhne und Töchter Gottes in unseren Reihen, die wir so oft „inaktiv" nennen, besonders am Herzen. Sie stellen einen wertvollen Teil der Mitgliederschaft dar. Der Kontakt der inaktiven Mitglieder zur Kirche wird in erster Linie durch die Heimlehrer aufrechterhalten, die auf Weisung des Bischofs beziehungsweise der Kollegiumsführer im Melchisedekischen Priestertum arbeiten. Mein Interesse an dieser wichtigen Heimlehraufgabe wurde schon früh geweckt.

Vorbereitung und Einstellung

Als ich mich als junger Mann auf meine Mission vorbereitete, hatte ich einen ganz hervorragenden Bischof, nämlich Marion G. Romney, der jetzt in der Ersten Präsidentschaft ist. Als Bischof Romney mir und meinem Partner ei-

„Mir liegen diejenigen Söhne und Töchter Gottes in unseren Reihen, die wir so oft ‚inaktiv' nennen, besonders am Herzen!"

nen Heimlehrauftrag gab, betonte er, wie wichtig es sei, daß wir demütig seien und beteten und daß wir eine anspruchsvolle geistige Botschaft vorbereiteten. Er verhieß uns große Freude an den Möglichkeiten, die in diesem Heimlehrauftrag lägen. Wir wurden gebeten, fünf Familien zu besuchen, von denen drei inaktiv waren. Dieser Heimlehrauftrag war Bischof Romney so wichtig, daß sich seine Begeisterung und Anteilnahme bald auf uns übertrug. Seine wohldurchdachten Anweisungen waren eindrucksvoll, und wir hielten uns genau an seinen inspirierten Rat. Nach einer Anzahl Besuche wurden alle unsere Familien, auch die Inaktiven, sehr freundlich; und schließlich wurden alle aktive Mitglieder der Kirche. Durch Bischof Romney war uns dieser Heimlehrauftrag sehr wichtig geworden. Er spornte uns an, uns gründlich vorzubereiten und das Ergebnis unserer Besuche sehr ernst zu nehmen. Er half uns, den entscheidenden Wunsch und Glauben zu entwickeln. Er brachte uns bei, daß jeglicher Auftrag ein Fehlschlag wird, wenn man ihn unlustig und mechanisch erfüllt. Und er machte uns bewußt: der erste wesentliche Faktor für erfolgreiches Heimlehren bei Inaktiven ist der Heimlehrer selbst. Die Vorbereitung und das Engagement, die Einstellung und Initiative des Heimlehrers sind entscheidend.

Freundschaft schließen

Vor ein paar Jahren wurde ein Bekannter von mir auf Pfahlmission berufen. Von Beruf war er Manager eines ansehnlichen Supermarktes. Zu seinen Kunden zählte eine ältere, sehr angesehene und vermögende Frau. Mein Bekannter brachte ihr aufrichtige Sympathie entgegen, tat alles, was er konnte, um ihr zu zeigen, daß er sie als Kundin schätzte, und bemühte sich, ihr jede Bitte zu erfüllen; er ließ es sich nicht nehmen, ihr die Einkäufe zum Auto zu tragen, ihr die Tür zu öffnen und sich von ihr zu verabschieden. Er lächelte immer, war freundlich und zuvorkommend und winkte ihr herzlich zu. Sie mochte ihn wegen seiner Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft.

Zu seiner Überraschung klopfte er eines Abends bei ihr an die Tür, während er mit seinem Pfahlmissionspartner unterwegs war. Sie öffnete die Tür erst sehr vorsichtig, sah dann aber, wer da war, öffnete die Tür weiter und rief erfreut: „Was für eine angenehme Überraschung!"

Er erklärte ihr, er komme nicht als Geschäftsmann, sondern als Missionar der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage. Sie erwiderte darauf, sie habe ihre eigene Religion und weigere sich schon seit Jahren, die Vertreter der Mormonenkirche anzuhören, da sie kein Interesse dafür habe. Allerdings sagte sie: „Bei Ihnen ist das etwas anderes. Kommen Sie doch bitte herein. Ich möchte hören, was Sie, ein so hervorragender christlicher Herr, zu sagen haben."

Das war bloß der Anfang; wir brauchen nicht die ganze Geschichte zu erzählen. Es reicht, wenn wir sagen, daß sie sich der Kirche anschloß und sich dort wohlfühlte – weil ein hervorragender Heiliger der Letzten Tage ihr das Herz erweicht hatte.

Seine Erfahrung veranschaulicht den zweiten Schritt zum Erfolg, wenn wir jemanden ansprechen wollen, der angeblich verschlossen ist: wir müssen ein Fundament der Freundschaft bauen, ehe das Thema Religion und Beteiligung in der Kirche zur Sprache kommt. Wenn erst einmal auf der Basis guter Gefühle eine Beziehung aufgebaut ist, können Angst, Unsicherheit und Feindseligkeit abgetragen werden und gehen Türen zum Verstehen und Annehmen des Evangeliums auf.

Ein dritter Grundsatz bei dieser spannenden Aufgabe, die Inaktiven zurückzuholen, ist der richtige Zeitpunkt. In der Schrift heißt es mit Recht:

„Alles hat seine Stunde. Für jedes Geschehen unter dem Himmel gibt es eine bestimmte Zeit:

eine Zeit zum Gebären . . . eine Zeit zum Pflanzen und eine Zeit zum Abernten der Pflanzen." (Koh 3:1–2.)

Mein Bekannter, der Pfahlmissionar, hatte eine weiteres überzeugendes Erlebnis, das ihn lehrte, die Menschen nie als unwandelbar anzusehen. Sie sind weder Steine noch Sterne; sie sind ständig in Bewegung.

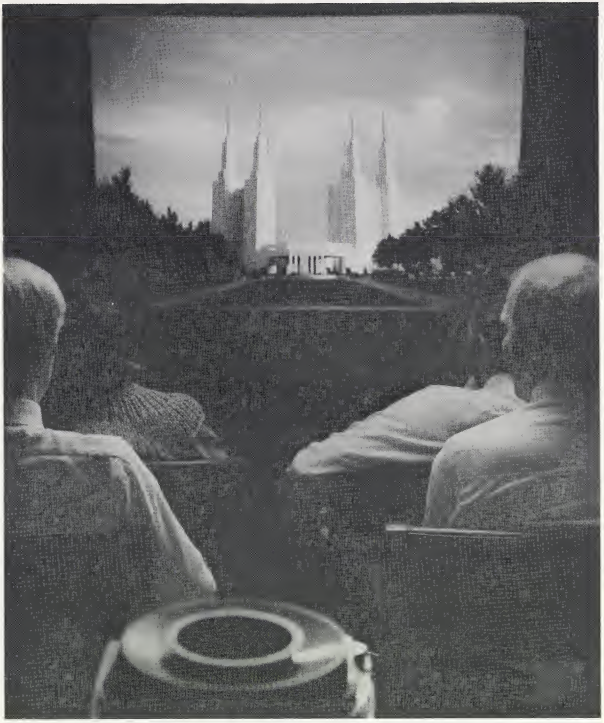
Ein Arzt wies meinen Freund, der ihn als Heimlehrer besuchen wollte, in seinem Bemühen ab. Dieser Arzt war nur dem Namen nach Mitglied der Kirche. Seine Tür war den Vertretern der Kirche anscheinend ständig fest verschlossen. Dann machte mein Bekannter eines Abends einen Besuch im Krankenhaus und war traurig überrascht, als er in einem Bett den unzugänglichen Arzt sah. Demütig und doch mutig fragte er: „Möchten Sie wohl, daß wir Ihnen einen Segen geben?" „Das würde mir jetzt am meisten helfen", bestätigte der Arzt schwach und niedergeschlagen. Und das brauchte es, so sagte mein Bekannter, um diesen bis dahin inaktiven Bruder zu reaktivieren. Es gibt wohl für jeden von uns eine bestimmte Zeit – wenn nur der Geist Gottes uns das Herz dafür empfänglich macht, was wir tun sollen!

Jeder von uns hat Erlebnisse, die ihn empfänglich für Veränderungen machen oder ihm helfen, seine spirituellen Prioritäten neu zu überprüfen. Das gilt auch für die inaktiven Mitglieder. Die inaktiven Familien, die Sie besuchen, sind vielleicht empfänglicher, wenn sie eine schwere Prüfung durchmachen oder wenn in ihrem Leben oder im Leben ihrer Kinder etwas Wichtiges geschieht. Bleiben Sie ihnen nahe, und seien Sie bereit, ihr Leben spirituell zu beeinflussen, wenn die Zeit reif ist.

Die Bekehrung

Die spirituelle Bekehrung zum Evangelium Jesu Christi ist der wichtigste Einfluß, wenn es darum geht, jemand zu aktivieren. Konzentrieren Sie sich also hauptsächlich darauf. Sprechen Sie mit dem Kollegiumsführer und dem Bischof ab, daß die inaktiven Ehepaare zu einem Tempelvorbereitungsseminar eingeladen werden, das auf Gemeinde- oder Pfahlebene stattfindet. Gehen Sie mit den Familien, die Sie besuchen, zu dem Seminar, und gehen Sie anschließend bei Ihren Besuchen darauf ein, indem Sie Fragen beantworten und die Familie anspornen, weiter Fortschritt zu machen.

Wenn die Familien das Seminar nicht unbedingt besuchen wollen, bitten Sie



„Sprechen Sie mit dem Kollegiumsführer und dem Bischof ab, daß die inaktiven Ehepaare zu einem Tempelvorbereitungsseminar eingeladen werden."

sie darum, sie wöchentlich zu Hause in den Grundbegriffen des Evangeliums unterrichten zu dürfen, und bereiten Sie sich mit Ihrem Partner gründlich auf einen systematischen Unterricht darüber vor. Halten Sie diese Gespräche kurz (dreißig bis fünfundvierzig Minuten), und verwenden Sie als Lehrstoff das *Seminar zur Vorbereitung auf den Tempel* (PBMP 0101 GE), die Missionarsdiskussionen oder den Leitfaden *Grundbegriffe des Evangeliums* (PBIC 0245 GE). Die meisten Familien nehmen die Möglichkeit an, zu Hause im Evangelium unterrichtet zu werden. Unterrichten Sie die Familie also zu Hause, ohne sie aber zu bedrängen, daß sie sich zu etwas verpflichtet, daß sie irgendwelche Beiträge leistet oder daß sie ihr Verhalten unmittelbar ändert. Lassen Sie sie in der Wahrheit wachsen, die Sie ihr vermitteln, und lassen Sie sie spüren, wie ihnen das Herz weit wird und ihre spirituelle Kraft wächst. Sie setzen sich oft selbst Ziele und gehen Verpflichtungen ein, während sie mehr über das Evangelium lernen.

Unterrichten Sie die Familie weiter wöchentlich zu Hause, bis sie spirituell auf eigenen Füßen steht. Das kann in wenigen Wochen der Fall sein, es kann aber auch viele Monate dauern.

Der Vater

Konzentrieren sie sich auf den Vater; denn wenn er aktiv wird, beeinflußt er im allgemeinen auch die übrige Familie dahingehend. Beraten Sie sich mit dem Vater in bezug auf Ihre Besuche und auf Ihre Unternehmungen mit der Familie. Bitten Sie ihn um Anleitung, und beachten Sie die Bitten, die er an Sie richtet. Wenn Sie bei ihm zu Hause sind, lassen Sie ihn bestimmen, wer betet, was Sie durchnehmen und was für Vorschläge gemacht werden.

Die Familie einbeziehen

Bemühen Sie sich je nach der Lage, der Familie die Gelegenheit zu geben, daß sie sich in einer der Organisationen der Kirche beteiligen und dienen kann. Sie brauchen zwar dringend Ihre Liebe und Ihren Dienst, aber sie brauchen auch die Möglichkeit, durch eigenes Dienen und eigene Beteiligung geistig zu wachsen. Das Kollegium soll geeignete Komitees organisieren, in denen ein aktiver Träger des Melchisedekischen Priestertums den Vorsitz führt und der der Kollegiumspräsidentschaft regelmäßig Meldung macht. Außer zwei, drei aktiven Brüdern in jedem Komitee kann man auch einen inaktiven Bruder hinzuziehen. Ein inaktiver Bruder, der auf die allgemein gehaltene Einladung, zur Kirche zu kommen, gar nicht reagiert, ist nämlich oft ganz aufgeschlossen, wenn er konkret gebeten wird, in einem Komitee mitzumachen, das seine Interessen mit berücksichtigt. In einer solchen Atmosphäre kann er Freundschaft schließen, im Evangelium standfest werden und in spirituellen Situationen in der Kirche mehr Selbstvertrauen erlangen.

Geduld

Ihre Bemühungen, eine Familie zu aktivieren, dauern vielleicht sehr lange, und Sie brauchen viel Geduld, denn „ein getäuschter Bruder ist verschlossener als eine Festung“ (Spr 18:19). Die

Menschen entwickeln sich nach ihrem eigenen Tempo, und manche brauchen länger, um aktiv zu werden. Haben Sie mit ihnen Geduld, diese Arbeit braucht Zeit.

Geistige Führung

Mit einer einzigen Aktivierungsmethode kann man nicht jeden erreichen. Die Gründe, warum jemand nicht aktiv ist, sind so unterschiedlich wie die Menschen selbst. Ihre Aktivierungspläne müssen also mit viel Nachdenken und Beten und auch den Bedürfnissen der Inaktiven entsprechend aufgestellt werden. Der Herr allein kennt das Geheimnis, wie man den Weg zu ihrem Herzen findet.

Es gibt in der Kirche viele Mitglieder, die den stärkenden Einfluß ihrer Brüder und Schwestern brauchen, denen sie am Herzen liegen. Die Heimlehrer spielen im Umgang mit den inaktiven Mitgliedern zwar eine wesentliche Rolle, doch tragen alle Mitglieder und Organisationen der Kirche die Verantwortung mit. Präsident Kimball hat einmal gesagt:

„Der Kreislauf der Inaktivität und Gleichgültigkeit wiederholt sich von Vater und Mutter bis zu den Söhnen und Töchtern. Wir müssen ihn an zwei Punkten gleichzeitig durchbrechen. Wir müssen uns anstrengen und viel mehr von unseren jungen Männern und jungen Frauen behalten, so daß sie den Glauben bewahren, und ihnen helfen, würdig zu sein, so daß sie auf Mission gehen und im heiligen Tempel heiraten können. Gleichzeitig müssen wir viel mehr Väter und Mütter behalten." (*Seminar für die Regionalrepräsentanten,* 30. September 1977.)

Überlegen wir uns doch – wenn wir uns persönlich und als Organisation um unsere Brüder und Schwestern bemühen – folgendes: „Menschlichkeit zählt dem verzagenden Herzen in dieser Welt viel mehr als Unterschlupf und Brot." (Spencer Michael Frees, „The Human Touch".) Menschlichkeit ist gewiß für jeden guten Heimlehrer der Ausgangspunkt, doch brauchen sowohl der Lehrer als auch der, den er unterrichtet, dazu den göttlichen Einfluß. Mögen wir, während wir diese Aufgabe eifrig, gut und fröhlich erfüllen, die Freude erfahren, die Jesus hier schildert:

„Freut euch mit mir; ich habe mein Schaf wiedergefunden, das verloren war.

Ich sage euch: Ebenso wird auch im Himmel mehr Freude herrschen über einen einzigen Sünder, der umkehrt, als über neunundneunzig Gerechte, die es nicht nötig haben umzukehren." (Lk 15:6–7.) □

Die inaktiven Mitglieder brauchen zwar dringend Ihre Liebe und Ihren Dienst, aber sie brauchen auch die Möglichkeit, durch eigenes Dienen und eigene Beteiligung geistig zu wachsen.

Der Heimlehrer

Als Jay Lyman der Heimlehrer einer Schwester wurde (nennen wir sie einmal Ruth Elliott), war diese noch ziemlich neu in der Gemeinde, und er kannte sie noch nicht. Er unterhielt sich mit ihrer Tochter, die in einer anderen Gemeinde wohnte, und sprach mit mehreren anderen Leuten, die etwas mehr über sie wußten. Er konnte dadurch ein wenig über Schwester Elliott erfahren, bevor er sie zum erstenmal zu Hause besuchte.

Schwester Elliott hatte eine kleine Wohnung in einer schönen Gegend. Die Wohnung war früher einmal ein Schlafzimmer gewesen und hatte jetzt einen separaten Eingang. Das Badezimmer war jetzt die Küche geworden und mit einem kleinen Ofen und einem Spülbecken ausgestattet. Im Zimmer stand ein kaputter Sessel, in dem Schwester Elliott die meiste Zeit saß, wenn sie nicht gerade im Bett lag. Sie ging selten aus der Wohnung und hatte keine anderweitigen Interessen. Ihre Tage verbrachte sie allein zu Hause.

Schwester Elliott rauchte und war sehr stark von Medikamenten abhängig. Im Laufe der Jahre hatten die Ärzte ihr zahlreiche Medikamente verschrieben, und sie nahm weiterhin vieles ein. Zudem drückten ihre Erscheinung, ihr Verhalten und ihre Worte Verbitterung gegenüber dem Leben und ihrer Umgebung aus. Sie hegte eine starke Abneigung gegen ihren Vater und gegen andere, und ein un-

glücklicher Zwischenfall in der Kirche hatte sie tief verletzt. Alles in allem schien ihr Leben nicht sehr erfreulich zu verlaufen. Bruder Lyman betete insbrüstig darüber, wie er dieser Schwester in ihrer Not helfen könnte.

Kurz nach dem Besuch als Heimlehrer bot sich eine Gelegenheit dazu. Ihre Vermieterin wollte die Wohnung streichen lassen, aber Schwester Elliott mußte ihre Möbel in den Hof räumen, bevor mit der Arbeit begonnen werden konnte. Bruder Lyman und der Gruppenleiter der Hohen Priester räumten die Möbel in den Hof und, als die Farbe trocken war, wieder in die Wohnung. Auf diese Weise konnten sie Schwester Elliott einen Dienst erweisen, obwohl es traurig anzusehen war, wie wenig sie besaß und in welch ärmlichen Verhältnissen sie lebte. Als Schwester Elliott einmal für einige Tage verreist war, um Verwandte zu besuchen, gingen Bruder Lyman und seine Frau Virginia in ihre Wohnung und „beschlagnahmten" den kaputten Sessel. Der Rahmen war noch in Ordnung, der Sessel mußte nur neu gepolstert und bezogen werden. Virginia leistete hier ausgezeichnete Arbeit, und die beiden brachten ihn in die Wohnung zurück, bevor Schwester Elliott von ihrer Reise zurückkam. Bruder Lyman und sein Heimlehrpartner besuchten die Frau regelmäßig. Auch gingen Bruder und Schwester Lyman oft zu ihr, unterhielten sich mit ihr über das Evangelium und sprachen einfache Gebete. Allmählich fing Schwester Elliott an, ihre Freundschaft anzunehmen und zu erwidern, und es entstand eine enge Beziehung zwischen ihnen.

Als sich dann ihre neugewonnene Freundin im Frühjahr einer Operation unterziehen mußte, verbrachten die Lymans vorher viele Stunden mit ihr, sei es am Telefon oder indem sie mit ihr zur Kirche, zum Arzt oder zum Einkaufen fuhren. Sie hatten täglich Kontakt miteinander. Eine Zeitlang rief sie jeden Abend kurz vor dem Schlafengehen an; sie fühlte sich dann einsam und brauchte jemand zum Zuhören, und die Lymans konnten irgendwie die Leere ausfüllen und ihr den nötigen Halt geben.

Die Lymans waren in Urlaub, als Schwester Elliott operiert wurde, aber sie riefen jeden Tag im Krankenhaus an, um ihr Mut zuzusprechen und sie aufzumuntern. Sie hatte einen Priestertumssegen erhalten und fühlte, daß der Herr über sie wachen würde. Nach der Operation entschloß sie sich außerdem, mit dem Rauchen aufzuhören, was ihr auch gelang. Bevor ihr Enkel auf Mission ging, hatte er sie gebeten, mit dem Rauchen aufzuhören – mit der Hilfe des Herrn und durch ihren starken Wunsch, ihrem Enkel eine Freude zu bereiten, konnte sie dieses Problem bewältigen.

Im Laufe der Monate gewann Schwester Elliott neue Freunde und fand neue Interessen. Sie besuchte die Kirche regelmäßiger und fing an, den Zehnten zu zahlen. Bruder Lyman erinnert sich noch an den Tag, als er sie zu einer Zehntenerklärung begleitete: Zuerst weigerte sie sich und sagte, sie sei krank und wolle nicht hingehen, aber er sagte ihr, sie solle sich bereithalten, er würde sie abholen. Als sie später nach Hause kam, strahlte sie vor Glück. Zum erstenmal in ihrem Leben zahlte sie ihren vollen Zehnten. Ihre Einstellung zum Leben hatte sich nunmehr grundlegend geändert. Sie war nicht mehr verbittert, sondern demütig und zerknirscht. Sie hatte denjenigen vergeben, die sie verletzt hatten. Die Beziehung zu ihren Kindern wurde bes-

Ihre Erscheinung, ihr Verhalten und ihre Worte drückten Verbitterung gegenüber dem Leben und ihrer Umgebung aus. Sie hegte eine starke Abneigung gegen ihren Vater und gegen andere.

ser, und auch deren Einstellung ihrer Mutter gegenüber wurden anders, bedingt durch ihre größere Toleranz und Liebe. Schließlich konnte die gute Schwester in eine neue Wohnung ziehen. Sie richtete sie schön ein und gewann neue Freunde im Haus. Ein neuer Arzt, der fest entschlossen war, sie von ihrer Abhängigkeit von Medikamenten zu befreien, bestand darauf, daß sie aus eigener Kraft ihre Probleme bewältigen solle und verbot ihr, Medikamente zu nehmen. Durch seinen Einsatz und durch die Macht des Priestertums, zu segnen und zu stärken, konnte sie die schwierige Entzugsperiode überstehen. Die „neue" Schwester Elliott empfing zahlreiche Segnungen, einschließlich der Teilnahme an heiligen Tempelhandlungen mit ihrer Familie und ihren Freunden. Bruder Lyman berichtet: „Ich bin von ganzem Herzen dankbar, daß ich die Gelegenheit hatte, ihr als Heimlehrer zu dienen. Die ‚alte' Schwester Elliott habe ich zwar ebensosehr geliebt wie die ‚neue' Schwester Elliott – aber jetzt brauche ich nicht mehr traurig zu sein wegen ihres leeren und trostlosen Lebens. Heute führt sie ein erfülltes und glückliches Leben, bereichert durch die Segnungen des praktizierten Evangeliums." □

Mein Vater war ein gebildeter Mann und vielseitig begabt. Auch hatte er einen starken Glauben an unseren Herrn Jesus Christus. Doch seit meiner Kindheit trank mein Vater so viel, daß ich das Gefühl hatte, als sei er nie nüchtern. Ich wenn ich nach meinem Vater gefragt wurde, antwortete ich, er sei ein schlechter Vater gewesen.

Dann hatte ich eines Nachts einen zweiten Traum, in dem ich mich in unserer Haustür mit meinem Vater sprechen sah.

EIN ANDERER MENSCH

Yvette Tracy

kann mich daran erinnern, daß er seinen Arbeitsplatz verloren hatte und nur noch zeitweise ein paar Tage hintereinander Gelegenheitsjobs annahm. Er arbeitete gerade so viel, daß es für seinen Schnaps reichte. Seine Trunkenheit machte mich sehr traurig, und ich betete oft, er möge die Kraft haben, mit dem Trinken aufzuhören.

Eines Tages, vier Monate vor seinem Tod, tat er es. Er hörte ganz mit dem Trinken auf und versuchte, ein neues Leben zu beginnen. Er bemühte sich sogar um seinen alten Arbeitsplatz. Eines Nachts, mehrere Monate nach seinem Tod, träumte ich, mein Vater säße auf einer Art Plattform. Er schaute mich an und lächelte; sein Gesicht leuchtete, und er schien sehr glücklich zu sein. Es waren einige andere weißgekleidete Menschen bei ihm, die ich nicht kannte. Der Traum beeindruckte mich zutiefst, und ich fragte mich, wie mein Vater Frieden und Freude empfinden könne, wenn er auf der Erde ein so verantwortungsloses Leben geführt hatte. Er hatte meine Mutter mit sechs kleinen Kindern im Stich gelassen und sich nicht um uns gekümmert. Immer Er war betrunken, schien sehr blaß und hatte zerlumpte Kleider an. Ich schrie ihn an und fragte ihn, warum er soviel trinke. Er solle doch weggehen und uns in Ruhe lassen. Plötzlich kam ein anderer Mann auf mich zu. Es war ebenfalls mein Vater, aber dieses Mal war er ordentlich gekleidet, sein Gesicht leuchtete, und der Blick seiner Augen war von Frieden erfüllt. Er zeigte auf den anderen Mann und sagte: „Das ist der Mensch, der ich einmal war; und so bin ich jetzt." In diesem Augenblick war ich unbeschreiblich froh, denn ich wußte, dieser Traum war die Antwort auf meinen ersten Traum – mein Vater hatte sich wirklich geändert, bevor er starb. Er hatte den Kampf gegen den Alkohol gewonnen. Er hatte Umkehr geübt.

Seitdem freut es mich oft zu wissen, daß mein Vater Frieden hat und daß er Fortschritt macht. Es freut mich auch, zu wissen, daß der Weg zur wahren Freude durch Glauben und Umkehr möglich ist. Wie tief wir auch in Sünde und Elend verstrickt sind – wir können doch unser Leben völlig ändern. Das Sühnopfer unseres Erretters hat uns dies ermöglicht. □

SECHS TAGE NACH DER TAUFE

Carolyn Thompson

Meine Erinnerungen an meine Kindheit, die ich auf einer kleinen Farm im nordwestlichen Florida verbrachte, sind Erinnerungen an schwierige Zeiten. Als ich sechs Jahre alt war, erblindete mein Vater infolge eines Verkehrsunfalls. Da ich auch keine Mutter mehr hatte, mußte ich zu Hause die Verantwortung für den Haushalt übernehmen. Es war nicht leicht, aber wir schafften es. Obwohl ich immer unsere Kirche besuchte, der wir damals angehörten, war ich nicht besonders aktiv und wurde daher oft übergangen.

Einige Jahre verstrichen, und mein Bruder, der gerade siebzehn Jahre alt war, ging als Soldat nach Vietnam. Im darauffolgenden Jahr kam mein Vater bei einem Verkehrsunfall um. Ich war diejenige, die seinen zerschmetterten Körper unter dem Auto fand, und ich dachte, ich würde den Verstand verlieren. Bald darauf mußten meine Schwester und ich vor dem Amtsrichter erscheinen. Uns wurde mitgeteilt, daß man kein Pflegeheim für uns gefunden hätte. Das bedeutete, wir würden in ein Waisenhaus gehen müssen. Doch bevor es dazu kam, heiratete meine Schwester, und kurz darauf heiratete ich Ben. In unserer Gegend waren die Möglichkeiten für jungverheiratete Paare nur begrenzt. Als Bens Onkel daher aus dem Norden zu uns kam und uns den Vorschlag machte, nach Indiana zu ziehen, taten wir es. Für lange Zeit waren wir sehr unglücklich. Hier standen wir nun, ganz auf uns gestellt, mehr als tausend Kilometer entfernt von unserer Heimat und allem, was uns vertraut war. In diesem Zustand traf es mich besonders, als ich einen Brief von meiner Schwester erhielt, in dem sie schrieb, daß sie ein Kind erwarte. Ich hatte mich bereits entschlossen, niemals Kinder zu bekommen. Ich war sehr verbittert und wollte kein Kind zur Welt bringen, damit es nicht die gleichen Erfahrungen durchmachen müßte wie ich.

Bald darauf jedoch fing ich an, einen Schmerz in mir zu fühlen, den ich nicht begreifen konnte. Ich brauchte etwas – etwas ganz für mich allein, woran ich mich festhalten konnte. Allmählich änderte ich meine Meinung und beschloß, das Risiko einer Mutterschaft auf mich zu nehmen. Ich war immer noch unsicher und ängstlich, aber auch ein wenig freudig erregt. Während meiner gesamten Schwangerschaft ging es mir schlecht, und manchmal wunderte ich mich über meinen Entschluß; aber als die Krankenschwester mir zum erstenmal das Kind in die Arme legte, gab es keinen Zweifel mehr für mich. Wir nannten den Jungen Bill. Er war so schön, und ich liebte ihn so sehr, daß ich fast vor Glück zersprang. Er wurde mein ganzer Lebensinhalt – nicht nur ein Teil meines Lebens, sondern alles, wofür ich lebte. Zwar hatte ich auch Ben, aber ich nehme an, daß meine bisherigen Erfahrungen in mir gewisse Zweifel (in diesem Fall waren sie unbegründet) an der Beständigkeit der Dinge in diesem Leben hervorgerufen hatten. Doch bei Bill konnte ich sicher sein. Er gehörte mir.

Unsere finanzielle Lage besserte sich, und wir konnten uns endlich ein Wohnmobil kaufen. Als wir in einen Wohnmobilpark zogen, hatten wir das Glück, einen Stellplatz direkt neben einer HLT-Familie zu bekommen. Sie waren sehr nett und luden uns oft ein, mit ihnen in die Kirche zu gehen. Ich hatte das Gefühl, daß ich für mein Kind Gott brauchen würde; und deshalb war ich froh, daß sie uns immer wieder fragten, bis wir schließlich ja sagten.

Unsere erste Versammlung war zufällig eine Fast- und Zeugnisversammlung. Diese neue Erfahrung verwirrte mich ein wenig, nicht aber Ben. Er wurde auf der Stelle bekehrt. In den folgenden zwei Wochen hörten wir zwei Missionarsdiskussionen. Dann, am Samstag, den 28. Februar 1970 hörten wir drei weitere Diskussionen. Noch am gleichen Abend hatten wir unser Interview und wurden getauft. Sechs Tage später, am 6. März 1970, brach eine Welt für mich zusammen. Mein Kind lag im Krankenhaus im Koma, und niemand konnte ihm helfen. Es lag im Sterben. So lange ich lebe, werde ich diesen schrecklichen Tag nicht vergessen. Der 5. März war ein wunderschöner Tag gewesen. Die Sonne schien, und es war uns zumute, als gehöre uns die ganze Welt. Wir hatten jetzt all das, was ich als Kind nie gekannt hatte – Sicherheit, Gesundheit, Liebe und nun die Kirche. Der kleine Bill war gerade 19 Monate alt geworden, und an diesem Abend hatte er sich auf der Geburtstagsfeier seiner Großmutter vergnügt. Er war so glücklich, er rannte und spielte und freute sich. Dann wurde ich in den frühen Morgenstunden des 6. März durch ein Geräusch geweckt. Bill würgte und schrie laut. Ich rannte in sein Zimmer. Da lag er, ein kleines Häufchen Elend, ganz in Tränen aufgelöst. Er war fast schwarz angelaufen, und Schaum kam aus seinem Mund. Er fühlte sich so heiß an, ich mußte ihn in eine Decke wickeln, um seinen kleinen Körper überhaupt halten zu können.

Wir fuhren, so schnell es ging, ins Krankenhaus zur Notaufnahme, wo wir nichts als warten konnten, während die Ärzte Untersuchungen durchführten und fieberhaft versuchten, sein Leben zu retten. Schließlich kam der Arzt zu uns und sagte Bill habe 42° Fieber. Er erklärte uns, daß sie die Ursache für den schlimmen Zustand unseres Kindes nicht finden könnten. Er ließ den besten Spezialisten des Bundesstaates holen. Doch dieser stand ebenfalls vor einem Rätsel. Am späten Vormittag wurden wir in sein Büro gerufen, wo er uns eröffnete, daß er nichts mehr tun könne, wenn das Fieber nicht heruterginge. Mich verließ jegliche Hoffnung. An diese letzten Stunden kann ich mich nicht mehr allzu deutlich erinnern, aber ich weiß noch, daß ich mich so einsam fühlte wie damals als Kind.

Ben wurde hinausgerufen, um mit jemandem etwas zu besprechen, und ich war ganz allein. Ich rief meine Freundin an und sagte ihr, daß Bill nur noch wenige Stunden zu leben habe. Dann ging ich in sein Zimmer. Er war so klein, so wunderschön und so still. Ich setzte mich an sein Bettchen. Mein Herz war wie betäubt. Als ich so dasaß, kam plötzlich ein Gefühl über mich, daß ich nicht beschreiben kann – ein Gefühl so vollkommenen Friedens wie ich es nur einmal später erlebt habe, als meine Familie im Tempel des Herrn für Zeit und Ewigkeit gesiegelt wurde. Es überkam mich mit solcher Macht, daß ich ganz fassungslos und zutiefst berührt war. Dann schaute ich auf, und in der Tür stand ein Mann, den ich als

einen Hohen Priester unserer Gemeinde erkannte. Ich wußte seinen Namen nicht, aber ich wußte, warum er da war. Ich beugte mich hinüber und holte Bill aus seinem Bett. Er erwachte, als ich ihn berührte. Einen kurzen Moment lang schaute er mich an und lächelte. Der Mann in der Tür sagte: „Ich bin Bruder Walters. Der Herr hat mich gesandt, um dieses Kind zu segnen." Da Bill isoliert worden war, erlaubten die Krankenschwestern nur einen Besucher auf einmal. Deshalb mußte Bruder Walters seinen Partner draußen im Gang stehen lassen. Er salbte Bill mit Öl, dann legte er ihm die Hände auf den Kopf und segnete ihn mit Gesundheit und Kraft – und er sagte, er werde noch *am selben Tag* wieder gesund werden.

Kurz darauf kam der Arzt mit einem Formular zurück, das ich unterschreiben sollte. Es war die Zustimmung zu einer Autopsie. Ich weigerte mich, und er sagte zu mir, er komme gleich wieder. Zehn Minuten später blickte ich auf, und mein Kind saß aufrecht in seinem Bett, völlig gesund! Bill kletterte hinaus, als ob nichts gewesen wäre, und tapste hinaus in den Gang, so schnell ihn seine kleinen Füße tragen konnten – in seinem gewohnten Tempo. Er lief auf den Arzt zu und umklammerte seine Beine. Der Arzt, der immer gefaßt und beherrscht wirkte, blickte erstaunt auf ihn herab. Dann hob er Bill auf und kam den Gang entlang gelaufen. Er lachte und weinte zur gleichen Zeit. „Ein Wunder!" rief er.

Ich stimmte ihm zu.

Ich weiß nicht, wer Bruder Walters gerufen hatte, um Bill zu segnen. Ich weiß nur, daß er von Gott gesandt war. □

Ich habe eine Frage

Die Antworten sollen Hilfe und Ausblick geben, sind aber nicht als offiziell verkündete Lehre der Kirche zu betrachten.

Frage:
Ist es notwendig, daß man das Abendmahl mit der rechten Hand nimmt? Macht es wirklich etwas aus, welche Hand man gebraucht?

Antwort:
Russell M. Nelson,
Regionalrepräsentant, früherer Sonntagsschulpräsident

Als Rahel im Kindbett starb, nannte sie ihren neugeborenen Sohn Ben-Oni, was auf hebräisch „Sohn meines Kummers oder Unheils" oder „Unheilskind" bedeutet. Ihr trauernder Mann, Jakob (Israel), änderte den Namen dann, vielleicht um zu verhindern, daß immer an die schwere Geburt und den Tod Rahels erinnert wurde, wenn der Name seines Sohnes ausgesprochen wurde. Er nannte ihn statt dessen Benjamin, was auf hebräisch „Sohn der rechten (d. h. der glücklichen) Seite" oder „Erfolgskind" bedeutet. (Siehe Gen 35:16–19.) In diesem besonderen Namen für seinen zwölfjährigen Sohn kam Israels große Liebe zu seiner Frau Rahel zum Ausdruck.

Daß die rechte Seite einen symbolischen Vorzug oder eine Gunst andeutet, kommt auch im Gleichnis von den Schafen und den Böcken zum Ausdruck: Hier sagt Jesus:

„Wenn der Menschensohn in seiner Herrlichkeit kommt und alle Engel mit ihm, dann wird er sich auf den Thron seiner Herrlichkeit setzen.

Und alle Völker werden vor ihm zusammengerufen werden, und er wird sie voneinander scheiden, wie der Hirte die Schafe von den Böcken scheidet.

Er wird die Schafe zu seiner Rechten versammeln, die Böcke aber zur Linken.

Dann wird der König denen auf der rechten Seite sagen: Kommt her, die ihr von meinem Vater gesegnet seid, nehmt das Reich in Besitz, das seit der Erschaffung der Welt für euch bestimmt ist." (Mt 25:31–34.)

Die heilige Schrift verschafft uns also

einen Einblick in die symbolische Bedeutung der rechten Seite und damit der rechten Hand – und diese Symbolik tritt in der Sprache und in anderen kulturellen Phänomenen der jüdischen und christlichen Welt auf. Im Lateinischen haben beispielsweise *dexter* (rechts) und *sinister* (links) über die ursprüngliche Bedeutung hinaus die Wurzel für neue Adjektive gebildet, die Günstiges und Ungünstiges bedeuten.

Die Verwendung der rechten Hand als symbolische Geste dehnte sich dann im Laufe der Zeit auch auf feierliche Eide und auf den Gerichtssaal aus, wenn Zeugen unter Eid aussagen sollten.

Angesichts dieser geschichtlichen Entwicklung können wir uns jetzt auf die Frage konzentrieren, welche Hand wir vorziehen, wenn wir das Abendmahl nehmen. Das Abendmahl ist eine heilige Handlung, bei der wir an den Bund denken, den wir mit der Taufe eingegangen sind, und geloben, immer an Christus zu denken und seine Gebote zu halten. Es ist also ein feierlicher Augenblick, der auch mit so etwas wie einem Eid verbunden ist, eine symbolische Handlung – einmal Symbol für die Erneuerung unseres Gelöbnisses, dann Symbol für das erhabene Sühnopfer des Erretters der Welt.

Die Hand, mit der wir das Abendmahl nehmen, ist dann wohl logischerweise dieselbe, mit der wir auch einen anderen feierlichen Eid begleiten. Und das ist bei den meisten von uns die Rechte. Heilige Bündnisse kann aber auch jemand eingehen, der die rechte Hand nicht mehr gebrauchen kann oder der gar keine Hände hat. Viel wichtiger als die Sorge darum, mit welcher Hand wir das Abendmahl nehmen, ist es, daß wir uns beim Abendmahl zutiefst des Sühnopfers bewußt sind, das das Abendmahl symbolisiert.

Eltern machen sich manchmal Gedanken darüber, mit welcher Hand ihre Kinder das Abendmahl nehmen. Zur Vorbereitung und Schulung wird auch ungetauften Kindern in der Kirche das Abendmahl angeboten, „um den Bund anzudeuten, den sie auf sich nehmen, wenn sie das Alter der Verantwortlichkeit erreichen" (Bruce R. McConkie, *Mormon Doctrine*).

Es ist deshalb sehr wichtig, daß sie in bezug auf die Symbolik und Bedeutung des Abendmahls ein gutes Gefühl und eine ehrfürchtige Einstellung entwickeln. Wenn die Eltern ihnen beibringen wollen, wie wichtig diese heilige Erfahrung ist, können sie einen Familienabend dazu verwenden. Wenn es dann in der Versammlung notwendig wird, die Kinder daran zu erinnern, kann das leise und in Geduld und Liebe geschehen.

Die Teilnahme am Abendmahl ist ein heiliger Denkprozeß, und als solcher ist er für mich etwas sehr Persönliches. Wenn die Gebete gesprochen werden, denke ich an die Bündnisse, die ich mit der Gottheit gemacht habe. Ich denke daran, daß Gott seinen einziggezeugten Sohn geopfert hat. Er hat das Abendmahl eingesetzt. Für alle Menschen, auch für mich, hat er sein Fleisch und Blut geopfert und Brot und Wasser als Symbole dafür bestimmt. Weil ich eine rechte Hand habe, nehme ich damit das Abendmahl, als Eid, daß ich immer an sein Sühnopfer denken, seinen Namen auf mich nehmen und an ihn denken und Gottes Gebote halten will. Das ist ein heiliger Vorzug, den alle glaubenstreuen Mitglieder jeden Sonntag genießen. □

Wir sind froh, daß wir auf Mission berufen worden sind

Samuella R. Hawkins

Eine Mission für uns? Mein Mann und ich waren schon im Rentenalter, und doch schien Präsident Spencer W. Kimball genau uns anzuschauen, als er auf einer Generalkonferenzversammlung erklärte, daß im Missionsfeld ältere Ehepaare gebraucht würden. („Wir wollen vorwärts und aufwärts gehen", Generalkonferenz im April 1979.) Die Entscheidung fiel uns nicht leicht, aber wir entschieden uns schließlich, und bald darauf hatten wir eine Unterredung mit unserem Bischof, dann mit unserem Pfahlpräsidenten. Schon zu diesem frühen Zeitpunkt wurden wir gesegnet und erlebten Überraschungen.

Wir hatten noch nicht annonciert, daß unser Haus zu vermieten sei, aber eines Tages stand ein Ehepaar an unserer Haustür. Sie sagten, sie suchten ein großes Haus. Als sie einen Makler anrufen wollten, kam irgendwie eine falsche Verbindung zustande, und der Gesprächspartner am anderen Ende der Leitung sagte ihnen, er habe zwar nichts mit Immobilien zu tun, aber er wüßte von einem Ehepaar, das auf Mission gehen wolle und vielleicht sein Haus vermieten würde. Er gab ihnen unsere Adresse.

Als wir in die Washington-Mission Seattle berufen wurden, freuten wir uns. Unser ältester Sohn war dort auf Mission gewesen, und so waren wir mit diesem Gebiet recht gut vertraut.

Einige Monate später hatten wir ein Gespräch mit unserem Distriktsleiter, in dem er uns fragte, in welcher Weise unser Zeugnis gewachsen sei, seit wir auf Mission waren. Meine Antwort lautete, daß ich überrascht war, wie stark sich der Heilige Geist offenbart hatte. Ich kann mich ganz genau an die Hilfe und Inspiration und die persönlichen Offenbarungen erinnern, die ich bekommen hatte, als ich meine Aufgaben im Beruf und in der Kirche erfüllte, aber wenn wir mit Untersuchern beisammensaßen und von der Wahrheit des Evangeliums Zeugnis ablegten, war eine Macht anwesend, die man einfach nicht beschreiben kann. Menschen, die ihr ganzes Leben lang grobe Arbeit verrichtet hatten und zugaben, daß sie außer in kurzen Stoßgebeten niemals gebetet hatten, sanken auf die Knie und schütteten ihrem liebevollen himmlischen Vater ihr Herz aus. Wir erlebten, wie sich ihr Leben änderte. Obwohl wir den Samen säten, waren wir bei der Ernte völlig vom Herrn abhängig. Ein junger Mann, dessen Frau Mitglied der Kirche war, erklärte sich damit einverstanden, die Diskussionen anzuhören. Die ersten Diskussionen gefielen ihm sehr gut. Dann plötzlich, vor unserer nächsten Verabredung, wurde er mit weltlichen Problemen überhäuft und wollte uns nicht mehr sehen.

Wir beteten darüber und spürten, daß wir zu ihm zurückgehen sollten, aber nicht sofort. Wir baten den Herrn weiterhin um

Illustriert von Mike Rogan

VON FREUND ZU FREUND

Dwan J. Young
Präsidentin der Primarvereinigung

Ich war sechs Jahre alt, als mein Vater Bimbo mit nach Hause brachte. Das war ein winziger schwarzweißer Foxterrier, so klein, daß er in die Manteltasche meines Vaters paßte. Es macht Spaß, sich ein Haustier zu halten, aber es macht auch Arbeit. Mein großer Bruder Alan und ich waren dafür verantwortlich, unserem kleinen Hund jeden Tag etwas zu fressen und zu trinken zu geben. Als Bimbo größer wurde, mußten wir ihn auch baden, und bis wir die Prozedur beendet hatten, waren wir jedesmal genauso naß wie er. In den vier Jahren seines kurzen Lebens hat Bimbo vieles erlebt. Einmal im Winter hatte mein Bruder Scharlach. Damals waren die Medikamente gegen ansteckende Krankheiten noch nicht so wirkungsvoll, deshalb durfte während einer solchen Krankheit keiner das Haus verlassen. Mein Vater wohnte drei Wochen lang bei seinen Eltern, damit er weiter seiner Arbeit nachgehen konnte. Die übrige Familie, einschließlich Bimbo, durfte das Haus nicht verlassen.

Ein Quarantänezeichen wurde ins Fenster gehängt, und nur der Arzt kam uns besuchen. Immer wenn Mutter die Tür öffnete, um den Arzt einzulassen, rannte Bimbo hinaus. Dann mußte Mutter oder ich ihm auf der Straße nachjagen und ihn in sein „Gefängnis" zurückbringen, damit er die Krankheit nicht übertragen konnte. Ich weiß nicht, wem die Quarantäne am meisten mißfiel – mir, meiner Mutter oder Bimbo.

Dann fanden wir Bimbo eines Tages ausgestreckt im Hof liegen, als sei er tot. *Hat er jetzt Scharlach bekommen?* fragte ich mich. Auf dem Weg zum Tierarzt betete ich so inbrünstig ich konnte, damit Bimbo nicht sterben müßte. Der Tierarzt sagte uns, der Hund sei vergiftet worden und müsse für einige Tage im Tierkrankenhaus bleiben. Als wir später Bimbo nach Hause holten, widmeten wir ihm unsere ganze Liebe und Aufmerksamkeit und beteten für ihn. Unsere Gebete wurden erhört, und er erholte sich.

Im darauffolgenden Sommer verbrachten wir einige Monate in unserem Sommerhaus in den Bergen. Bimbo kam sehr gerne mit uns, denn er konnte durch die Wälder rennen und Backenhörnchen jagen. Eines Tages kehrte er mit eingezo-

genem Schwanz zur Hütte zurück. Sein ganzes Gesicht war über und über mit etwas bedeckt, das wie lange Schnurbarthaare aussah; es waren Stacheln von einem Stachelschwein. Sogar im Maul hatte er welche. Liebevoll wickelten wir ihn in eine Decke und trugen ihn zu einer benachbarten Hütte, wo ein Arzt wohnte. Sorgfältig zog er die Stacheln heraus. Wieder betete ich, daß unser Liebling ohne irgendwelche Nachwirkungen gesund werden solle. Wir glaubten, daß Bimbo daraus eine Lehre gezogen hätte, aber gleich am nächsten Tag stöberte er wieder das Stachelschwein auf, und wir mußten zum zweitenmal zu unserem netten Nachbarn, dem Arzt. Danach hielt sich Bimbo von Stachelschweinen fern.

Je mehr wir uns um Bimbo kümmerten, desto mehr liebten wir ihn. Er wurde einer meiner besten Freunde. Ich war glücklich, daß ich ein Haustier hatte, das ich liebhaben und um das ich mich kümmern konnte und daß mir seinerseits Liebe entgegenbrachte. Gleichgültig wie ich ihn behandelte, er begrüßte mich immer mit einem Bellen und einem Schwanzwedeln. Von ihm lernte ich, ein wahrer Freund zu sein.

Als ich älter wurde und in meiner Nachbarschaft Freundschaften schloß, fand ich heraus, daß ich zuerst ein Freund *sein* mußte, um selbst einen Freund zu *haben*. Ebenso wie es Zeit erforderte, mich um Bimbo zu kümmern, erforderte es Zeit, meinen Freunden Zuneigung zu zeigen. Manchmal brauchten sie nur jemand, der ihnen zuhörte. Ich konnte sie glücklich machen, wenn ich sie anrief und sie zu mir nach Hause zum Spielen einlud. Ich lernte, daß ich *meinen* Teil tun mußte, damit die Freundschaft vertieft wurde. In der Schule gab es viel Gelegenheit, ein guter Freund zu sein. Ich erinnere mich daran, wie schwer es war, wenn ich nicht als eine der ersten für die Baseballmannschaft oder für andere Sportarten ausgewählt wurde. Daraus lernte ich eines: Wenn ich wählen durfte, sollte ich diejenigen nehmen, die es am nötigsten brauchten. Eine gute Gelegenheit, freundlich zu sein, war es, wenn neue Schüler in unsere Klasse kamen. Ich stellte fest, daß ich selbst glücklich war, wenn ich ihnen half, sich heimisch und wohl zu fühlen.

Jetzt, da ich Präsidentin der Primarvereinigung der Kirche bin, habe ich die Möglichkeit, viele Freunde auf der ganzen Welt zu gewinnen. Als ich euch in Bolivien besuchte, verstand ich zwar nicht die spanischen Worte, aber ich spürte eure Liebe für mich. Ich spürte ebenfalls die Liebe, die eure Führer für euch empfinden und auch eure Liebe für sie. In Japan sprechen meine Freunde wieder eine andere Sprache, aber das hielt sie nicht davon ab, mir zu zeigen, wie lieb sie mich hatten. Die Liebe ist ein wichtiger Teil des Evangeliums. Unser Erretter Jesus Christus hat jedem von uns geboten: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit aller Macht, ganzem Sinn und aller Kraft . . . und deinen Nächsten wie dich selbst." (LuB 59:5,6.)

Wenn wir das Rechte tun, zeigen wir unserem himmlischen Vater, daß wir ihn lieben. Wenn wir gute Taten vollbringen, mitfühlend sind und andere so behandeln, wie wir selbst behandelt werden wollen, dann befolgen wir sein Gebot.

Ich bete darum, daß jeder von euch den anderen zeigt, wie sehr er sie mag. Durch eure Taten werden dann eure Lehrer, eure Familie, eure Freunde und auch eure Haustiere wissen, wie sehr ihr sie liebt. □

WARUM GIBT ES DEN FASTSONNTAG

Sally Gunnell

Illustriert von Richard Hull

Das Fasten ist ein wichtiges Prinzip in der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage. Hier ist ein Gespräch zwischen einem Jungen und seinem Vater über das Fasten. Vielleicht beantwortet es auch einige eurer Fragen.

Sohn: Warum gibt es den Fastsonntag? Was bedeutet überhaupt Fasten?

Vater: Fasten heißt, nichts zu essen und nichts zu trinken. Jesus selbst gab uns ein Beispiel, indem er fastete.

Sohn: Ich weiß nicht, ob ich es ohne Essen und Trinken aushalten könnte.

Vater: Es ist sicherlich nicht einfach, und der himmlische Vater erwartet auch nicht, daß kleine Kinder fasten. Wenn du alt genug bist und fasten möchtest, fängst du am besten so an, daß du erst einmal eine Mahlzeit ausläßt.

Sohn: Ich weiß immer noch nicht, warum wir fasten.

Vater: Ein Grund, warum wir fasten, ist der, daß es eine Lehre von Jesus Christus ist. In den Schriften können wir etwas über das Fasten lesen. Einige gute Schriftstellen zum Nachschlagen sind: Exodus 34:28, Matthäus 4:2 und 6:16–18, Helaman 3:35 und ‚Lehre und Bündnisse' 59:12–14.

Ein anderer Grund, warum wir fasten, besteht darin, den Armen und Bedürftigen zu helfen. Das Geld, das wir durch Fasten sparen, geht in den Fastopferfonds. Durch diesen Fonds wird denen geholfen, die nicht genug zu essen haben.

Fasten hilft uns auch, mehr Selbstkontrolle zu entwickeln. Wenn wir lernen, besser zu kontrollieren, was und wann

wir essen, haben wir auch bei anderen Dingen bessere Kontrolle. Das ist eine der Segnungen des Fastens.

Sohn: Wann fasten wir? Ich weiß, wir fasten nicht jeden Sonntag.

Vater: Wenn am ersten Sonntag im Monat nicht eine andere Versammlung stattfindet, haben wir immer an diesem Tag Fastsonntag. Am Fastsonntag haben wir auch Gelegenheit, anderen unser Zeugnis zu geben. Der Geist des himmlischen Vaters scheint uns während der Zeugnisversammlung immer besonders nahe zu sein. Glaubst du, daß das mit dem Fasten zusammenhängt?

Sohn: Ja, sicher. Ich gehe gern in die Zeugnisversammlung. Da fühle ich mich dem himmlischen Vater näher. Aber können wir nur am Fastsonntag fasten?

Vater: Nein, wir können fasten, wann wir wollen, z.B. wenn wir besondere Segnungen für uns und für andere brauchen. Weißt Du noch, als Tante Else Krebs hatte? Die ganze Familie fastete und betete für sie. Sie bekam auch einen besonderen Segen. Der Herr erhörte unsere Gebete, und so verliefen die Operation und die Behandlung erfolgreich.

Ein weiterer Grund für das Fasten ist, daß wir demütiger sein und uns dem himmlischen Vater näher fühlen können und uns in unserem Leben von ihm führen und beeinflußen lassen.

Sohn: Wie lange essen und trinken wir nichts?

Vater: Deine Mutter und ich fasten 24 Stunden lang oder von Mittag zu Mittag des nächsten Tages.

Sohn: Das ist aber lange!

Vater: Ja, und weil es nicht immer leicht ist, können wir beten und den himmlischen Vater darum bitten, daß er uns die Kraft gibt, unser Fasten durchzuhalten. Natürlich, je öfter wir fasten, desto leichter fällt es uns. Eines Tages kannst du es mit Hilfe des Gebets und durch Übung schaffen. □

EISFISCHEN

Ruth Schiefen

Ein Junge ging mit seinem Vater und seinem Onkel zum Eisfischen. Insgesamt fingen sie neun Fische. Der Vater fing davon ein Drittel. Der Onkel fing doppelt so viele Fische wie der Vater. Wie viele Fische hat der Junge gefangen? □

Die Liebe unseres Erlösers

Scott Greer

Zum Buntmalen: „Die Liebe unseres Erlösers"

Jesus dient allen

Jesus lehrt das Evangelium

Jesus liebt jeden

Führung, und drei Wochen später fühlten wir die Bestätigung des Geistes, daß wir ihn am kommenden Mittwoch besuchen sollten. Wir beteten, um den richtigen Zeitpunkt herauszufinden. Dabei verspürten wir wieder den Einfluß des Geistes. Wir wußten, daß der Mittwochmorgen nicht der richtige Zeitpunkt war. Am Nachmittag beteten wir wieder, und die Antwort kam mit Nachdruck: „Jetzt!"

Wir verließen sofort die Wohnung, hielten jedoch auf dem Weg vor einem Geschäft, wo ich einen Film zum Entwickeln abgab. Als ich den Film auf den Ladentisch legte, umgab mich plötzlich ein Gefühl der Macht, und der Geist schien fast ungehalten zu sein, als in mir das Wort wiederholt wurde: „Jetzt!" Ich fühlte mich aus dem Geschäft hinaus und in unser Auto getrieben. Drei Minuten später standen wir vor der Haustür unseres Freundes. Er hatte gerade im Buch Mormon gelesen und an uns gedacht. Als wir mit ihm sprachen, zeigte er sich bereit, die Diskussionen wieder anzuhören.

Wir waren immer sehr gerne mit den großartigen Missionaren und Missionarinnen in unserem Missionsfeld zusammen. Wir waren ganz gerührt, als ein Ältester, der in einen anderen Distrikt versetzt werden sollte, sagte: „Ich habe im Verzeichnis nachgesehen, ob es in meinem neuen Distrikt ein Missionarsehepaar gibt. Ich hatte es gehofft, aber dort gibt es keins." Er war wirklich enttäuscht darüber.

Wir sind dankbar für die Botschaft von Präsident Kimball und die Auswirkungen, die sie für uns hatte. Eine Mission für Ehepaare? Natürlich! Wie ist so eine Mission? Sie ist voll wunderbarer Überraschungen. □

Foto von Eldon K. Linschoten

DAS LICHT DES HERRN

Elder Boyd K. Packer
vom Kollegium der Zwölf

Spirituelles Lernen geht nicht genauso vor sich wie anderes Lernen, auch wenn wir dabei lesen, zuhören, nachdenken usw. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß es einer besonderen Einstellung bedarf, um Spirituelles zu lehren und zu lernen. Es gibt maches, was man weiß oder erkennt, was man dann einem anderen nur schwer erklären kann. Ich bin mir sehr sicher, daß das so sein soll.

Wie schmeckt Salz?

Ich möchte Ihnen etwas erzählen, was ich erlebt habe, bevor ich Generalautorität wurde, und was mich nachhaltig beeinflußt hat. Ich saß im Flugzeug neben einem erklärten Atheisten, der so eindringlich behauptete, er glaube nicht an Gott, daß ich ihm Zeugnis gab. „Sie haben nicht recht", sagte ich. „Es gibt einen Gott. Ich *weiß*, daß er lebt!"

Er protestierte: „Das wissen Sie nicht. Niemand weiß das! Das kann man gar nicht wissen!" Als ich aber nicht nachgab, stellte mir der Atheist, ein Rechtsanwalt, die vielleicht entscheidende Frage zum Thema Zeugnis. „Schon gut", meinte er verächtlich und herablassend. „Sie behaupten, Sie wüßten es. Erklären Sie mir dann aber auch, woher Sie das wissen."

Als ich darauf zu antworten versuchte, war ich hilflos, obwohl ich ein studierter Mann bin.

Ihr jungen Missionare seid auch manchmal ganz verlegen, wenn euch ein Zyniker und Skeptiker verächtlich behandelt, weil ihr nicht auf alles gleich eine Antwort parat habt. Angesichts solchen Spotts wendet sich mancher beschämt ab. (Ihr kennt doch die eiserne Stange, das geräumige Gebäude und den Spott; s. 1Ne 8:28.)

Als ich dann von Geist und Zeugnis sprach, erwiderte der Atheist: „Ich weiß nicht, wovon Sie reden." Die Worte Beten, Erkennen, Glauben bedeuteten ihm nichts. „Sie wissen es nämlich doch nicht wirklich", meinte er. „Sonst könnten Sie mir ja erklären, woher Sie es wissen."

Ich hatte schon das Gefühl, es sei vielleicht unvernünftig gewesen, ihm Zeugnis zu geben, und war ziemlich ratlos. Und da kam es! Mir fiel etwas ein. Dazu möchte ich hier den Propheten Joseph Smith zitieren: „Man kann daraus Nutzen ziehen, daß man auf die ersten Anzeichen des Geistes der Offenbarung achtet, zum Beispiel: Wenn jemand spürte daß reine Intelligenz in ihn einströmt, taucht vielleicht plötzlich ein Gedanke in ihm auf. . . Und wenn man auf diese Weise den Geist Gottes kennen- und verstehenlernt, kann man in den Grundsatz Offenbarung hineinwachsen, bis man vollkommen ist in Christus Jesus." (*Teachings of the Prophet Joseph Smith*, S. 151.)

Ein solcher Gedanke kam mir, und ich fragte den Atheisten: „Wissen Sie, wie Salz schmeckt?"

„Natürlich", kam die Antwort.

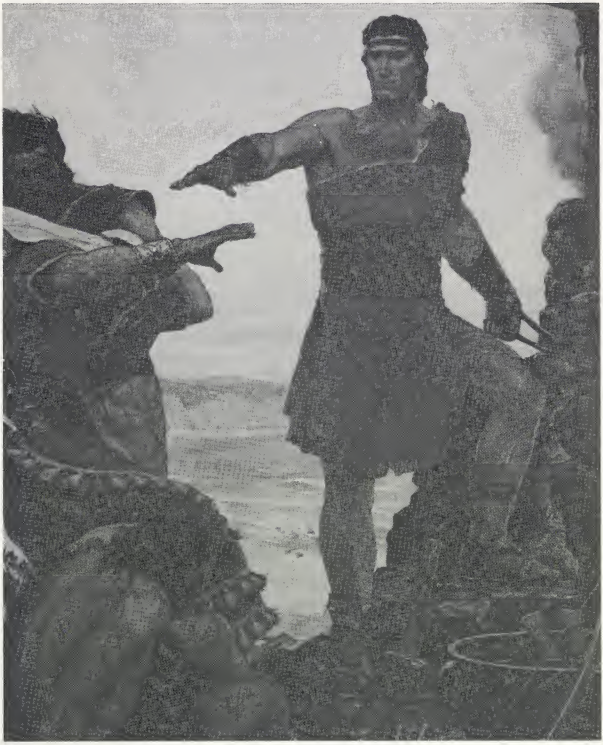
„Wann haben Sie zum letztenmal Salz geschmeckt?"

„Ich habe gerade hier im Flugzeug gegessen."
„Sie meinen bloß, Sie wüßten, wie Salz schmeckt", sagte ich.
Er bestand darauf: „Ich weiß, wie Salz schmeckt, genauso wie ich irgend etwas anderes weiß."
„Nehmen wir an, ich gebe Ihnen ein Schälchen Salz und ein Schälchen Zucker und lasse Sie von beidem kosten. Könnten Sie das Salz vom Zucker unterscheiden?"
„Jetzt werden Sie aber kindisch", meinte er. „Natürlich könnte ich beides unterscheiden. Ich weiß, wie Salz schmeckt. Das ist etwas ganz Alltägliches – ich weiß es ganz genau."
„Dann nehmen wir mal an, ich hätte noch nie Salz gekostet. Erklären Sie mir doch bitte, wie es schmeckt."
Nach einigem Nachdenken versuchte er: „Hm, es ist nicht süß, und es ist auch nicht sauer."
„Sie haben mir gesagt, was es nicht ist, aber nicht, was es ist."
Er machte noch ein paar Versuche, schaffte es aber nicht. Er konnte eine so gewöhnliche Sache wie den Geschmack von Salz nicht in Worte kleiden. Ich gab ihm noch einmal Zeugnis und sagte: „Es gibt einen Gott. Sie machen sich über dieses Zeugnis lustig und meinen, wenn ich es wirklich wüßte, könnte ich Ihnen auch genau erklären, woher ich es weiß. Ich habe im spirituellen Sinne Salz gekostet. Ich kann Ihnen genausowenig mit Worten erklären, woher diese Erkenntnis stammt, wie Sie mir erklären können, wie Salz schmeckt. Ich sage Ihnen aber noch einmal, es gibt einen Gott. Er lebt wirklich! Und bloß weil Sie das nicht wissen, brauchen Sie mir nicht weismachen, ich wüßte es nicht. Ich weiß es nämlich!"
Als wir uns trennten, hörte ich ihn murmeln: „Ich brauche Ihre Religion nicht als Krücke! Ich brauche sie nicht."
Seitdem beschämt es mich nicht, daß ich das, was ich durch den Geist weiß, nicht immer mit bloßen Worten erklären kann. Der Apostel Paulus drückte es folgendermaßen aus:
„Davon reden wir auch, nicht mit Worten, wie menschliche Weisheit sie lehrt, sondern wie der Geist sie lehrt, indem wir den Geisterfüllten das Wirken des Geistes deuten.
Der irdisch gesinnte Mensch aber läßt sich nicht auf das ein, was vom Geist Gottes kommt. Torheit ist es für ihn, und er kann es nicht verstehen, weil es nur mit Hilfe des Geistes beurteilt werden kann." (1Kor 2:13–14.)

Nicht mit Worten allein

Wir können spirituelle Erkenntnis nicht mit bloßen Worten ausdrücken. Wir können einem anderen allerdings mit Worten erklären, wie er sich dafür bereit machen kann, den Geist zu empfangen. Der Geist selbst hilft dabei: „Denn wenn jemand durch die Macht des Heiligen Geistes spricht, so trägt die Macht des Heiligen Geistes es den Menschenkindern ins Herz." (2Ne 33:1.)
Wenn sich der Geist uns dann mitteilt, können wir uns sagen: Das ist es! Das ist mit den Worten in der zitierten Offenbarung gemeint. Wenn wir unsere Worte mit Bedacht wählen, können wir damit sehr wohl Spirituelles vermitteln.
Wir haben keine Worte (und auch die heilige Schrift hat die Worte nicht), die den Geist umfassend beschreiben. In der heiligen Schrift wird im allgemeinen das Wort *Stimme* verwendet, das aber nicht genau paßt. Diese kaum wahrnehmbaren geistigen Kundgebungen sehen wir nicht mit den Augen, noch hören wir sie mit

„Ihr habt einen Engel gesehen, und er hat zu euch gesprochen . . . aber ihr hattet kein Gefühl mehr dafür, und so konntet ihr seine Worte nicht fühlen."



Gemälde von Arnold Friberg

den Ohren. Und wenn sie auch als Stimme bezeichnet werden, so sind sie doch mehr eine Stimme, die man spürt, als eine, die man hört.

Nachdem mir dies einmal bewußt war, gewann ein bestimmter Vers im Buch Mormon sehr an Bedeutung, und mein Zeugnis von diesem Buch wuchs unermeßlich. Der Vers hat mit Laman und Lemuel zu tun, die sich gegen Nephi empört haben. Nephi weist sie zurecht und sagt: „Ihr habt einen Engel gesehen, und er hat zu euch gesprochen; ja, ihr habt seine Stimme von Zeit zu Zeit gehört; und er hat mit einer leisen, sanften Stimme zu euch gesprochen, aber ihr hattet kein *Gefühl* mehr dafür, und so konntet ihr seine Worte nicht *fühlen.*" (1Ne 17:45; Hervorhebung durch den Verfasser.)

Engelsstimmen

Nephi erklärt in einer tiefsinnigen, aufschlußreichen Predigt: „Engel reden durch die Macht des Heiligen Geistes; darum reden sie die Worte von Christus. Darum habe ich zu euch gesagt: Weidet euch an den Worten von Christus; denn siehe, die Worte von Christus werden euch alles sagen, was ihr tun sollt." (2Ne 32:3.)

Sollte ein Engel erscheinen und mit Ihnen sprechen, wären weder Sie noch er für die Verständigung auf physisches Sehen oder Hören angewiesen. Es gibt nämlich den spirituellen Prozeß, den der Prophet Joseph Smith schildert, durch den uns reine Intelligenz in den Sinn strömen kann, und dann können wir wissen, was wir wissen müssen, ohne mühsam studieren oder auf eine bestimmte Zeit warten zu müssen; das ist nämlich Offenbarung.

Der Prophet hat außerdem gesagt: „Alles, was Gott in seiner unendlichen Weisheit für richtig hält, uns, während wir in der Sterblichkeit weilen, in bezug auf unseren irdischen Körper zu offenbaren, wird uns im Abstrakten offenbart . . . wird unserem Geist genauso offenbart, als hätten wir gar keinen Körper; und die Offenbarungen, die unseren Geist erretten, erretten auch unseren Körper." (*Teachings,* S. 355.)

Die leise, feine Stimme

In der heiligen Schrift wird die Stimme des Geistes als weder „laut" noch „rauh" geschildert. Es ist weder eine Donnerstimme, noch ist sie heftig und lärmend. Es ist vielmehr „eine sanfte Stimme von vollkommener Milde, gleichwie ein Wispern", die tief bis in die Seele dringt und machen kann, daß einem das Herz brennt. (Siehe 3Ne 11:3; He 5:30; LuB 85:6–7.) Denken wir daran, daß Elija den Herrn nicht im Sturm und auch nicht im Erdbeben oder im Feuer vernahm, sondern in einem sanften, leisen Säuseln. (Siehe 1Kön 19:12.)

Der Geist weckt unsere Aufmerksamkeit nicht mit Rufen oder dadurch, daß er uns mit fester Hand schüttelt. Er flüstert vielmehr. Er streichelt uns so behutsam, daß wir ihn vielleicht gar nicht spüren, wenn wir zu beschäftigt sind. (Kein Wunder, daß uns das Wort der Weisheit offenbart worden ist, wie könnte nämlich ein Betrunkener oder ein Drogenabhängiger eine solche Stimme spüren?)

Gelegentlich drängt er gerade eben stark genug, daß wir ihn beachten. Doch wenn wir das leise Gefühl nicht beachten, zieht sich der Geist meist zurück und wartet, bis wir suchen und zuhören wollen und durch unser Verhalten wie Samuel damals kundtun: „Rede (Herr), denn dein Diener hört." (1Sam 3:10.)

Spirituelle Erlebnisse sind nicht so häufig

Ich habe die Erfahrung gemacht, daß wir nicht sehr oft starke, eindrucksvolle spirituelle Erlebnisse haben. Und dann dienen sie im allgemeinen auch uns selbst zur Erbauung und Unterweisung oder Zurechtweisung. Nur wenn wir mit der rechtmäßigen Vollmacht dazu berufen sind, geben sie uns ein, andere zu beraten oder zurechtzuweisen.

Nicht leichtfertig über spirituelle Erlebnisse reden

Ich glaube auch, daß es nicht weise ist, ständig von ungewöhnlichen spirituellen Erlebnissen zu reden. Sie sind sorgsam zu hüten, und wir dürfen nur darüber sprechen, wenn der Geist uns eingibt, sie zum Segen anderer zu gebrauchen. Ich muß immer an Almas Worte denken:

„Es ist vielen gegeben, die Geheimnisse Gottes zu kennen; doch ist ihnen das strenge Gebot auferlegt, nichts davon mitzuteilen außer gemäß dem Maß seines Wortes, das er den Menschenkindern zugesteht, nämlich, gemäß der Beachtung und dem Eifer, die sie an ihn wenden." (Al 12:9.)

Ich habe einmal gehört, wie Marion G. Romney Missionspräsidenten und deren Frauen folgenden Rat gab: „Ich erzähle nicht alles, was ich weiß; ich habe auch meiner Frau nie alles erzählt, was ich weiß; ich habe nämlich festgestellt, daß der Herr mir nicht mehr vertraute, wenn ich von Heiligem zu leichtfertig gesprochen hatte."

Ich glaube, wir sollen es bewahren und im Herzen darüber nachdenken, so wie Maria es mit den übernatürlichen Ereignissen hielt, die die Geburt Jesu begleitet hatten. (Siehe Lk 2:19.)

Spirituelles kann man nicht erzwingen

Wir müssen da noch etwas lernen. Ein Zeugnis wird uns nicht aufgedrängt; ein Zeugnis wächst. Wir werden im Zeugnis größer, wie wir auch an körperlicher Gestalt größer werden; wir wissen kaum, daß es geschieht, weil es wächst. Es ist nicht weise, je nach Belieben sofortige Antworten oder Segnungen zu verlangen. Spirituelles kann man nicht erzwingen. Unser Anrecht gegenüber dem Heiligen Geist läßt sich nicht mit Worten wie zwingen, bedrängen, Druck ausüben, verlangen usw. umschreiben. Genauso wenig, wie man eine Bohne zwingen kann, vor ihrer Zeit zu keimen, oder ein Küken, vor seiner Zeit auszuschlüpfen, kann man den Geist zu einer Reaktion zwingen. Man kann eine Atmosphäre schaffen, die das Wachstum fördert, kann nähren und schützen; man kann aber nicht zwingen, sondern muß das Wachstum abwarten. Seien Sie nicht ungeduldig, wenn es darum geht, spirituelle Erkenntnis zu erlangen. Lassen Sie sie wachsen, helfen Sie ihr beim Wachsen; zwingen Sie sie aber nicht, sonst werden Sie leicht irregeführt.

Alle unsere Hilfsmittel gebrauchen

Es wird von uns erwartet, daß wir für unser Leben von dem Licht und der Erkenntnis Gebrauch machen, die wir bereits besitzen. Wir brauchen eigentlich keine Offenbarung, die uns sagt, daß wir unsere Pflicht tun sollen, das wird uns nämlich schon in der Schrift gesagt; wir dürfen auch nicht erwarten, daß Offenbarung an die Stelle der spirituellen oder zeitlichen Intelligenz tritt, die wir bereits empfangen haben – sie soll sie nur

erweitern. Wir müssen ein ganz gewöhnliches, alltägliches Leben führen und uns nach der Routine und den Regeln richten, die das Leben ordnen. Regeln und Gebote sind ein wertvoller Schutz. Wenn wir einmal offenbarte Anweisung brauchen, um unseren Weg zu ändern, wartet sie unterwegs auf uns, wenn wir an dem Punkt ankommen, wo wir sie brauchen. Daß wir „voll Eifer" sein sollen, ist wahrhaftig ein guter Rat. (Siehe LuB 58:27.)

Natanael oder Thomas?

Die geistige Gesinnung sieht bei jedem Menschen anders aus. Als Philippus dem Natanael erzählte: „Wir haben den gefunden, über den Mose ... und auch die Propheten geschrieben haben: Jesus aus Nazaret, den Sohn Josefs", da antwortete Natanael: „Aus Nazaret? Kann von dort etwas Gutes kommen?" Philippus sagte zu ihm: „Komm und sieh!" Und er kam und sah. Was muß Natanael wohl empfunden haben! Ohne weiter überzeugt werden zu müssen, rief er: „Rabbi, du bist der Sohn Gottes."

Der Herr segnete ihn für seinen Glauben und sagte: „Amen, amen, ich sage euch: Ihr werdet den Himmel geöffnet und die Engel Gottes auf- und niedersteigen sehen über dem Menschensohn." (Joh 1:45–51.)

Die Geschichte von Thomas sieht anders aus; das gemeinsame Zeugnis der zehn anderen Apostel konnte ihn nicht davon überzeugen, daß der Herr auferstanden war. Er verlangte greifbare Beweise: „Wenn ich nicht die Male der Nägel an seinen Händen sehe und wenn ich meinen Finger nicht in die Male der Nägel und meine Hand nicht in seine Seite lege, glaube ich nicht."

Acht Tage darauf erschien der Herr. „Streck deinen Finger aus – hier sind meine Hände! Streck deine Hand aus und leg sie in meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig!" Nachdem Thomas nun selbst gesehen und gefühlt hatte, erwiderte er: „Mein Herr und mein Gott!"

Dann erklärte ihm der Herr etwas ganz Wesentliches: „Weil du mich gesehen hast, glaubst du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben." (Joh 20:25–29.)

Daher der Titel „ungläubiger Thomas"; er war wirklich anders als Natanael, von dem der Herr sagt, er sei „ohne Falschheit". (Siehe Joh 1:47.) Thomas glaubte nur das, was er sah; bei Natanael war es genau umgekehrt, er glaubte zuerst, und dann sah er „den Himmel geöffnet und die Engel Gottes auf- und niedersteigen über dem Menschensohn" (Joh 1:51.)

Machtvoller, als uns bewußt ist

Seien Sie nun nicht unschlüssig oder beschämt, wenn Sie nicht alles wissen. Nephi sagt: „Ich weiß, daß er seine Kinder liebt; aber die Bedeutung von allem weiß ich nicht." (1Ne 11:17.)

In ihrem Zeugnis kann mehr Kraft stecken, als selbst Ihnen bewußt ist. Der Herr hat zu den Nephiten gesagt:

„Wer mit reuigem Herzen und zerknirschtem Geist zu mir kommt, den will ich mit Feuer und mit dem Heiligen Geist taufen – gleichwie die Lamaniten, die wegen ihres Glaubens an mich zur Zeit ihrer Bekehrung mit Feuer und mit dem Heiligen Geist getauft wurden, und *sie wußten es nicht.*" (3Ne 9:20; Hervorhebung durch den Verfasser.)

Vor ein paar Jahren kam ich mit einem unserer Söhne in einem weit entfernten Teil der Erde auf Mission zusammen. Er war damals ein Jahr dort. Seine erste

„Streck deinen Finger aus – hier sind meine Hände!
Streck deine Hand aus und leg sie in meine Seite."

Frage lautete: „Vati, was kann ich tun, um spirituell zu wachsen? Ich bemühe mich so sehr, spirituell zu wachsen, und mache doch überhaupt keinen Fortschritt."
Das war sein Eindruck, meiner war anders. Ich konnte kaum glauben, daß er in dem einen Jahr so viel reifer geworden, so sehr spirituell gewachsen war. Er wußte es nicht, weil es als Wachstum erfolgt war und nicht als aufsehenerregendes spirituelles Erlebnis.

Wo fange ich an?

Es ist nicht ungewöhnlich, daß man einen Missionar fragen hört: „Wie kann ich Zeugnis geben, bevor ich eins habe? Wie kann ich bezeugen, daß Gott lebt, daß Jesus der Messias und daß das Evangelium wahr ist? Wäre das nicht unehrlich, wenn ich kein solches Zeugnis habe?"
Ach, wenn ich euch bloß diesen einen Grundsatz beibringen könnte! Ein Zeugnis kann man finden, indem man Zeugnis gibt! Dieser Glaubenssprung liegt irgendwo in eurem Streben nach spiritueller Erkenntnis. Es ist der Augenblick, in dem wir bis ans Ende des Lichtstrahls gehen und in die Finsternis treten und dort feststellen, daß der Weg noch ein, zwei Schritte weit beleuchtet ist.
Zum einen beziehen wir ein Zeugnis aus dem, was wir lesen oder was ein anderer uns sagt; das ist der notwendige Anfang. Etwas ganz anderes ist es aber, wenn uns der Geist im Herzen bestätigt, daß das, was wir bezeugen, wahr ist. Es wird uns gegeben, wenn wir andere damit teilhaben lassen! Wenn wir von dem geben, was wir haben, bekommen wir umso mehr zurück!
Der Prophet Ether „prophezeite dem Volk Großes und Wunderbares, aber sie glaubten nicht daran, weil sie es nicht sahen.
Und nun möchte ich, Moroni, ... der Welt zeigen, daß es Glaube ist, wenn man etwas erhofft, was man doch nicht sieht; darum zweifelt nicht, weil ihr nicht seht, denn ein Zeugnis empfangt ihr erst dann, wenn euer Glaube geprüft ist." (Eth 12:5–6.)
Ob wir den Mund aufmachen, ist also der beste Test für unseren Glauben.

Er macht uns stark

Wenn wir demütig und mit aufrichtiger Absicht sprechen, läßt der Herr uns nicht im Stich. Die heilige Schrift verheißt uns das. Sehen Sie sich diese Verse an:
„Darum, wahrlich, ich sage euch: Erhebt die Stimme vor diesem Volk; sprecht die Gedanken aus, die ich euch ins Herz gebe, dann werdet ihr vor den Menschen nicht zuschanden werden.
Denn es wird euch zur selben Stunde, ja, im selben Augenblick, eingegeben werden (beachten Sie das Futur), was ihr sagen sollt.
Aber ich gebe euch ein Gebot, nämlich daß ihr alles, was ihr verkündigt, in meinem Namen verkündigen sollt, mit Herzensfeierlichkeit und im Geist der Sanftmut in allem.
Und ich gebe euch die Verheißung: Wenn ihr das tut, wird der Heilige Geist ausgegossen werden, damit er von allem, was ihr sagen werdet, Zeugnis gebe." (LuB 100: 5–8.)
Der Skeptiker wird sagen, daß man sich selbst manipuliert, wenn man Zeugnis gibt, ohne zu wissen, ob man auch eins hat, daß die Aussage nicht echt ist. Allerdings wird der Skeptiker es niemals erfahren, weil er nicht die Bedingungen Glauben, Demut und Gehorsam erfüllt, die ihn erst würdig machen, den Geist zu empfangen.
Wird Ihnen jetzt klar, daß das Zeugnis

gerade da vor dem Unaufrichtigen, vor dem Intellektuellen, dem bloßen Experimentierer, dem Arroganten, dem Ungläubigen, dem Stolzen völlig verborgen und geschützt wird? Zu ihm kommt es nicht. Geben Sie Zeugnis von dem, wovon Sie hoffen, daß es wahr ist – als Glaubensakt. Es ist eine Art Experiment, ähnlich dem Experiment, das Alma seinen Zuhörern empfiehlt. Wir beginnen mit Glauben, nicht mit vollkommener Erkenntnis. Diese Predigt im 32. Kapitel im Buch Alma ist eine der großartigsten Aussagen in der heiligen Schrift; sie richtet sich nämlich an den Anfänger, den demütig Suchenden. Und sie enthält den Schlüssel zu einem Zeugnis von der Wahrheit.

Der Geist und das Zeugnis von Christus kommen meist dann zu uns, wenn wir andere daran teilhaben lassen, und bleiben nur unter dieser Bedingung bei uns. Darin liegt der Kern des Evangeliums. Ist das nicht eine großartige Veranschaulichung des Christseins? Man kann es weder finden noch behalten noch vergrößern, solange man nicht bereit ist, andere daran teilhaben zu lassen. Es wird erst unser Eigentum, wenn wir es bereitwillig weitergeben.

Der Geist kann sich auch zurückziehen

Nachdem wir den Geist einmal empfangen haben, müssen wir die Eingebungen, die wir empfangen, auch befolgen. Als Missionspräsident habe ich einmal etwas sehr Ernüchterndes gelernt. Ich war damals auch schon Generalautorität. Ich hatte mehrere Male die Eingebung erhalten, zum Nutzen des Werks einen meiner Ratgeber zu entlassen. Ich hatte nicht nur darüber gebetet, sondern war auch durch Nachdenken zu dem Schluß gekommen, daß es das Beste war. Ich tat es aber nicht, weil ich mich davor fürchtete, einen Menschen zu verletzen, der der Kirche schon lange diente.

Der Geist zog sich von mir zurück. Ich konnte keine Eingebungen in bezug darauf bekommen, wen ich als Ratgeber berufen sollte, falls ich ihn entließ. Es dauerte mehrere Wochen. Meine Gebete schienen in dem Zimmer steckenzubleiben, wo ich sie sprach; ich versuchte alles mögliche andere, um die Arbeit zu regeln, aber es nützte nichts. Schließlich tat ich, wozu der Geist mich aufgefordert hatte. Sofort kehrte die Gabe zurück! Es war ein unbeschreibliches Gefühl, die Gabe wieder zu haben. Sie kennen sie, denn Sie haben sie, die Gabe des Heiligen Geistes. Und der Bruder war nicht verletzt, sondern er wurde reich gesegnet, und sofort danach blühte das Werk auf.

Wir können auch getäuscht werden

Seien Sie immer auf der Hut, damit Sie sich nicht durch Inspiration aus einer unwerten Quelle täuschen lassen. Sie können auch falsche spirituelle Botschaften erhalten. Es gibt falsche Geister, so wie es auch falsche Engel gibt. (Siehe Moro 7:17.) Passen Sie auf, daß Sie sich nicht täuschen lassen, der Teufel kann nämlich auch als Engel des Lichts verkleidet kommen.

Das Spirituelle und das Gefühl in uns sind so eng miteinander verquickt, daß es möglich ist, daß wir einen Gefühlsimpuls für eine spirituelle Eingebung halten. Wir erleben gelegentlich, daß jemand etwas als spirituelle Eingebung von Gott empfindet, was aber vielmehr auf Gefühlen beruht oder vom Widersacher stammt. Meiden Sie Menschen wie die Pest, die behaupten, irgendein großartiges spirituelles Erlebnis bevollmächtige sie, die eingesetzte Priestertumsvollmacht in der

Kirche in Frage zu stellen. Seien Sie nicht beunruhigt, wenn Sie nicht jede Behauptung des Abgefallenen oder jede Herausforderung der Feinde, die die Kirche des Herrn angreifen, erklären können. Und gerade jetzt stürmt eine Flut davon auf uns ein. Im Laufe der Zeit werden Sie die Schlechten schon beschämen und die, die im Herzen aufrichtig sind, inspirieren können.

Sie stieß die Tür auf und sagte: „Komm rein, ich möchte hören, was du zu sagen hast."

Sie können die Arbeit des Herrn tun

Es liegt große Macht in der Arbeit des Herrn – geistige Macht. Ein gewöhnliches Mitglied der Kirche wie Sie, das bei der Konfirmation die Gabe des Heiligen Geistes empfangen hat, kann die Arbeit des Herrn wohl tun.

Vor Jahren hat mir ein Freund, der schon lange tot ist, folgendes Erlebnis erzählt. Er war siebzehn Jahre alt und hielt mit seinem Mitarbeiter an einer Hütte. Es war sein erster Tag auf Mission, und es war das erste Haus, auf das er als Missionar zuging. Eine grauhaarige Frau stand in der Tür und fragte, was sie wollten. Sein Mitarbeiter stupste ihn an, und etwas unbeholfen stieß er schließlich hervor: „Wie der Mensch jetzt ist, war Gott einmal, und wie Gott jetzt ist, kann der Mensch werden."

Merkwürdigerweise war sie interessiert und fragte, woher er das habe. Er antwortete: „Es steht in der Bibel." Sie verließ die Tür einen Augenblick und kam mit ihrer Bibel zurück. Sie erklärte, sie sei Geistliche einer Gemeinde, reichte ihm die Bibel und sagte: „Hier, zeigen Sie es mir." Er nahm die Bibel und blätterte nervös darin herum. Schließlich gab er sie ihr zurück und sagte: „Ich kann es nicht finden. Ich bin nicht einmal sicher, ob es drinsteht, und selbst wenn es drinsteht, könnte ich es nicht finden. Ich bin bloß ein armer Farmersjunge aus dem Cache Valley in Utah. Ich bin nicht gebildet. Ich komme aber aus einer Familie, die nach dem Evangelium Jesu Christi lebt. Und es tut unserer Familie so gut, daß ich die Berufung angenommen habe, zwei Jahre auf eigene Kosten auf Mission zu kommen, um den Leuten zu erzählen, wie ich darüber empfinde."

Auch ein halbes Jahrhundert später konnte er nicht die Tränen zurückhalten, als er mir erzählte, wie sie die Tür aufstieß und sagte: „Komm rein, mein Junge, ich möchte hören, was du zu sagen hast."

Es liegt große Macht in dieser Arbeit, und das gewöhnliche Mitglied der Kirche kann die Arbeit des Herrn mit der Hilfe des Geistes tun.

Es gibt noch soviel mehr zu sagen. Ich könnte vom Beten sprechen, vom Fasten, von Priestertum und Vollmacht, von der Würdigkeit – das ist alles wesentlich für die Offenbarung. Wenn wir es verstehen, paßt es alles vollkommen zusammen. Manches müssen wir aber persönlich und allein lernen, und zwar durch den Geist. Nephi unterbrach seine großartige Predigt über den Heiligen Geist und die Engel und sagte: „Nun kann ich, Nephi, nichts mehr sagen; der Geist gebietet meinen Worten Einhalt." (2Ne 32:7.) Ich habe aus den Worten, die mir zur Verfügung stehen, das Beste gemacht. Vielleicht hat der Geist den Schleier ein wenig gehoben oder Ihnen einen heiligen Grundsatz der Offenbarung oder der geistigen Kommunikation bestätigt.

Ich weiß aus Erfahrung – die zu heilig ist, um darüber zu sprechen –, daß Gott lebt, daß Jesus der Messias ist und daß die Gabe des Heiligen Geistes, die uns bei der Konfirmation übertragen wird, eine übernatürliche Gabe ist.

Das Buch Mormon ist wahr!

Dies ist die Kirche des Herrn! Jesus ist der Christus! Ein Prophet Gottes präsidiert über uns. Die Zeit der Wunder hat nicht aufgehört, auch haben die Engel nicht aufgehört, den Menschen zu erscheinen und ihnen zu dienen! Die Gaben des Geistes sind in der Kirche vorhanden, und eine der erhabensten davon ist die Gabe des Heiligen Geistes! □

ES BEGANN IN „LE FAR WEST“

Philippe Benarous

Als ich ein kleiner Junge war und in einer kleinen Hafenstadt in der Normandie in Frankreich aufwuchs, las ich einmal ein Buch über „Le Far West“, worin über die Besiedlung der Vereinigten Staaten berichtet wurde. Da wurden der Glaube und Mut der Mormonenpioniere beschrieben, die mit ihrer ganzen Habe mit Handkarren durch die Prärie gezogen waren. Ich hatte schon Männer an den Docks gesehen, die mit Fisch beladene Handkarren zogen, und manchmal brauchten sie vier oder fünf Leute, um den hölzernen Karren vom Fleck zu bewegen. Von dieser Zeit an bewunderte ich die Mormonensiedler. Ich wußte damals noch nicht, daß eines Tages tatsächlich zwei junge Mormonen auch an unsere Tür klopfen würden. Dies geschah, als wir nach Südfrankreich gezogen waren und ich noch das Gymnasium besuchte. Diese Mormonen sahen überhaupt nicht wie Pioniere aus. Sie hatten kurze Haare. Sie waren rasiert. Sie trugen sogar Anzug und Krawatte! Sie luden mich zum Englischunterricht in ihr Versammlungshaus ein. Meine Eltern erlaubten mir, daran teilzunehmen.

Bald fand ich heraus, daß diese Männer auch Bewunderung verdienten, nicht unbedingt wegen ihrer körperlichen Ausdauer, sondern wegen ihrer geistigen Stärke. Gelegentlich besuchten sie meine Familie, und obwohl meine Eltern von Anfang an klarstellten, daß sie nur an „gesellschaftlichen“ Kontakten interessiert waren, fragte ich die Ältesten immer wieder über ihre Kirche aus und nahm jedes ihrer Worte begierig auf.

Meine Mutter war katholisch, mein Vater Jude. Sie hatten mich stets dazu angehalten, ein gutes Leben zu führen, zu Gott zu beten und an ihn zu glauben. Aber diese jungen Männer schienen ihn zu kennen. Wenn sie sich mit meinen Eltern unterhielten, bekam ich viele ihrer Ansichten mit und verstand mit der Zeit immer mehr. Wenn einer meiner Freunde die Missionare auslachte oder die Kirche kritisierte, übernahm ich sofort ihre Verteidigung. Ich glaube nicht, daß mir das zu dem Zeitpunkt völlig bewußt war, aber in meinem Herzen wußte ich, daß die Missionare die Wahrheit sprachen. Während meiner Schulzeit kamen viele Missionarspaare zu uns nach Hause, aber obwohl meine Eltern immer höflich waren, zeigten sie kein Interesse an der Kirche. Und ich fühlte mich zu jung, um die Diskussionen allein anzuhören. Ich machte unterschiedliche Stadien des Glaubens durch – bald war er stärker, bald war er wieder schwächer. Wir zogen von Nizza nach Cannes, und schließlich verlor ich den Kontakt zu den Missionaren.

Einige Zeit später, während einer Phase inneren Kampfes, fing ich wieder an, den

Illustriert von Butch Krieger

Herrn im Gebet anzurufen. Diesmal wußte ich, daß ich mich vollkommen auf ihn verlassen mußte. Ich fühlte ein warmes Brennen, eine wirkliche Bestätigung, daß es einen ewigen Vater gibt, der über mich wachte und mich persönlich kannte und liebte. Kurz nach diesem Erlebnis brachte ich einen Brief zur Post, und da sah ich zwei Missionare. Ich lief zu ihnen. „Sie sind Missionare, nicht wahr?" rief ich aus. Dann erzählte ich ihnen von diesem wunderbaren Gefühl, das ich über meinen Vater im Himmel hatte. Sie verstanden ganz genau, was ich meinte. „Das ist der Heilige Geist, der Ihnen Zeugnis von der Wahrheit gibt", sagte der eine zu mir. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Zwar konnte ich anderen von meinen Erlebnissen berichten und ihnen von meinen Gedanken und geistigen Erlebnissen erzählen, doch sie verstanden mich nicht. Die Missionare aber verstanden genau, was ich ihnen beschrieb, jede einzelne Erfahrung. Wir sprachen lange miteinander. Bald darauf mußte ich meinen Militärdienst ableisten. Doch mein Wunsch, mit Missionaren und Mitgliedern zusammenzusein, wurde immer stärker. Sobald ich ein neues Evangeliumsprinzip hinzugelernt hatte, setzte ich es in die Tat um. Kurz bevor ich fortging, sagte einer der Missionare zu mir: „Sie wissen, Sie leben wie ein Mormone, aber Sie versuchen vollkommen zu werden, bevor Sie sich der Kirche anschließen. Das ist falsch. Gerade die Kirche wird Ihnen helfen, vollkommen zu werden." Sie sagten mir, ich habe ein Zeugnis, aber ich war mir immer noch nicht sicher.

Während der Militärzeit konnten meine Gefühle wachsen und sich entfalten. Ich hatte eine Menge Zeit zum Nachdenken, und ich machte mir ernsthaft über meine Eindrücke von der Kirche Gedanken. Ich war bei der Gebirgstruppe in Briancon stationiert, und in der Nähe gab es keine Gemeinde der Kirche. Aber ich bewahrte das, was ich gelernt hatte, in meinem Herzen auf und ließ den Samen des Glaubens wachsen.

Als ich aus dem Militärdienst entlassen wurde, stand ich vor einer schwierigen Entscheidung. Mein bester Freund aus der Normandie und ich hatten seit langem geplant, die Vereinigten Staaten zu besuchen, und ich hatte Geld dafür gespart. Aber er konnte diesen Plan nicht verwirklichen. Ich mußte mich entscheiden, ob ich allein fahren wollte oder nicht. Ich kehrte in die Normandie zurück, spazierte stundenlang den Strand entlang und dachte nach.

Jeder, der damals mein geistiges Zwiegespräch hätte belauschen können, hätte gewußt, daß ich schon ein Zeugnis besaß. „Mir geht es gut hier – ich habe meine Familie und meine Freunde, ich fühlte mich selbstsicher, und dies ist der schönste Fleck auf der Erde", sagte ich mir. „Aber was ist, wenn ich nicht gehe? Ich würde wahrscheinlich eine Gelegenheit verpassen, noch mehr über das Evangelium zu erfahren, wirklich ein Zeugnis davon zu erlangen. Diese Reise, diesen Traum meiner Jugend könnte ich zwar aufgeben. Aber eine Gelegenheit aufgeben, mehr über die Kirche des Herrn zu erfahren?"

In den Vereinigten Staaten hatte ich Gelegenheit, viele Freundschaften mit Mitgliedern aufzubauen. Schließlich begann ich zu glauben, daß ich tatsächlich ein Zeugnis besäße – ich kann nicht vergessen, wie wunderbar ich mich jedesmal fühlte, wenn ich als Antwort auf eine Frage den Heiligen Geist verspürte, der meine Seele erleuchtete und jeglichen Zweifel beseitigte. Es fiel mir schwer zu

verstehen, warum die Mehrehe praktiziert worden war. Im Bus irgendwo zwischen Colorado und Utah hatte ich eine Erleuchtung, keine tatsächliche Vision, sondern eher einen geistigen Einblick in die Menschen, die Polygamie praktiziert hatten. Und ich verstand, wie es möglich war, daß ein solches Prinzip rein war und von Gott kam. Diese Art von Erleuchtung hatte ich immer wieder auf der Reise durch die Vereinigten Staaten.

Als ich auf dem Weg zu den Missionaren um die letzte Ecke bog, spürte ich, wie eine mächtige Kraft sich mir in den Weg stellte.

Schließlich besuchte ich noch einige Inseln in der Nähe von Seattle im Staat Washington. Dort studierte ich in einer kleinen Wohnung zehn Tage lang das Buch Mormon. Mein Zeugnis wurde immer stärker. Es wurde Zeit, nach Frankreich zurückzukehren, und in meinem Herzen wußte ich, daß ich mich taufen lassen würde.

Einige Tage nach meiner Rückkehr baten mich die Missionare, bei einer Belehrung mitzuhelfen. Der Untersucher war ein Student der Naturwissenschaften, und er hatte mit einigen Fragen zu kämpfen, die auch mir Probleme bereitet hatten, als ich mich mit denselben Themen befaßt hatte. Ich erklärte ihm, wie ich Antwort auf die Fragen gefunden hatte, und als wir gingen, schien er zufrieden und glücklich zu sein.

Einige Tage danach riefen mich die Missionare an und erzählten mir, daß er sich der Kirche anschließen wolle. „Wie findest du das?" sagte ich mir. „Hier stehst du, kannst einem anderen helfen, sich taufen zu lassen, nur nicht dir selbst. Das dauert jetzt schon lange genug." Ich spürte, daß ich ein Zeugnis hatte, aber ich fastete und betete. Die ganze Nacht blieb ich auf und flehte den Herrn an, dieses Zeugnis in mir zu siegeln. Am frühen Morgen schließlich war meine Seele mit einem süßen, ruhigen Frieden erfüllt. Ich wußte, ich mußte den Missionaren sagen, daß ich zur Taufe bereit sei.

Als ich auf dem Weg zu ihnen um die letzte Ecke bog, spürte ich, wie eine mächtige Kraft sich mir in den Weg stellte. Es war, als ob ich mich gegen einen Sturm mit 100 km/h Windgeschwindigkeit anstemmen müßte. Das hatte ich schon einmal erlebt, nur war es diesmal viel stärker. Dies war ein geistiger „Wind", kein körperlich spürbarer. Ich wollte gerade aufgeben und umkehren. Ich wußte, diese Kraft wollte, daß ich alles anzweifelte, aber schließlich sagte ich: „Nein. Ich weiß, es gibt einen Gott." Diese Wahrheit fühlte ich tief in meiner innersten Seele. Ich wußte, er würde für mich gegen diese Kraft kämpfen.

Ich erreichte die Tür des Gemeindehauses; es war eine ganz normale Tür, aber ich mußte mit aller Kraft daran ziehen, um sie aufzubekommen. Als ich eintrat, sah ich einige Mitglieder und spürte ihren Geist, und der Widerstand war gebrochen, war fort. Wieder verspürte ich den süßen Frieden in meinem Herzen, und ich verspürte ihn noch stärker, als ich einige Tage später getauft und konfirmiert wurde. Ich verspüre ihn noch heute. □

BÄRENSPUREN

Elder Dean L. Larsen
von der Präsidentschaft des Ersten Kollegiums der Siebzig

Ich bin in Hyrum, einem kleinen Ort in Nord-Utah, aufgewachsen, der nach Hyrum, dem Bruder des Propheten Joseph Smith, benannt ist. In meiner Jugend hatte Hyrum etwa 1500 Einwohner. Weil wir somit praktisch auf dem Land lebten, hatten wir einen Stall mit Pferden und Kühen, eine Weide für die Tiere, einen großen Garten und alles mögliche andere, was man dort braucht. Bei den Nahrungsmitteln für die Familie waren wir fast Selbstversorger, und das war für uns neun schon eine große Hilfe, da wir mit dem kleinen Gehalt auskommen mußten, das mein Vater als Lehrer bezog. Dadurch, daß wir erfinderisch waren, schafften wir es irgendwie, über die Runden zu kommen.

Zu unserem Lebensmittelvorrat gehörte gewöhnlich auch Wildbret, für das mein Vater und meine großen Brüder im Spätherbst – normalerweise im Oktober –

Illustriert von Paul Mann

während der Jagdzeit sorgten. Die Jagd war ein wichtiges Ereignis für die Familie, nicht nur, weil wir dann Fleisch für unseren Vorrat hatten, sondern auch, weil es ein spannendes Abenteuer war. Die Jungen und Männer in der Familie und manchmal auch die Mädchen zogen in die Berge und kampierten dort mehrere Tage. Der Aufenthalt im Freien machte uns genausoviel Spaß wie die Jagd selbst. Selbst jetzt, da meine Begeisterung für die Jagd nachgelassen hat, sind es mir noch die liebsten Erinnerungen, wenn ich an die ereignisreichen Tage in den Bergen mit meinen Eltern und Geschwistern denke, als die Luft frisch und vom Duft der gerade gefallenen Blätter erfüllt war. Es war einfach Bestandteil unseres Lebens.

Nachdem ich geheiratet hatte und mich im Big-Horn-Becken in Wyoming selbst als Lehrer niedergelassen hatte, zog ich auch weiter jeden Herbst während der Jagdzeit in die Berge. Da ich für meine anwachsende Familie zu sorgen hatte, trug das zusätzliche Rotwild- und Elchfleisch sehr dazu bei, unseren Wintervorrat aufzustocken. Das Berggebiet in Wyoming war noch ursprünglicher und ausgedehnter als die Berge in Utah, in denen ich als Junge so viel Zeit zugebracht hatte. Es war ein großartiger Wohnort für jemand, der so gern in der freien Natur ist wie ich.

Während der Jagdsaison in Wyoming habe ich einmal etwas erlebt, was mich etwas Wichtiges gelehrt hat und was ich nie vergessen habe. Es war in einem Jahr, in dem das Wetter etwas ungewöhnlich war. Der erste Schnee, der im Hochland gewöhnlich Ende September fällt, war ausgeblieben. Die Tage blieben sogar bis Mitte Oktober, bis zum Beginn der Jagdsaison, warm und sonnig. Rotwild und Elche blieben im Hochgebirge und machten es den Jägern sehr schwer, an sie heranzukommen.

Schließlich fiel gegen Ende der Jagdsaison doch noch Schnee, und ich beschloß, mit einem Freund in die Big-Horn-Berge an der Grenze zwischen Montana und Wyoming zu gehen und einen letzten Versuch zu machen, noch einen Elch zu finden. Wir fuhren bis zu einem Punkt, der etwa 2800 Meter hoch liegt und wo der Little-Big-Horn-River entspringt. Eine Neuschneedecke von etwa einem halben Meter Höhe bedeckte den Boden. Wir begannen mit der Jagd, als über die östlichen Bergketten gerade das erste Tageslicht fiel. Mein Freund und ich beschlossen, jeder einen anderen Weg einzuschlagen, und bestimmten in einiger Entfernung einen Punkt am Berg, an dem wir uns später am Tag treffen wollten.

Als ich den kleinen Fluß überquerte, an dem wir das Auto stehengelassen hatten, und den Wald am gegenüberliegenden Hang betrat, stieß ich im Neuschnee auf frische Spuren. Es waren Bärenspuren, und zwar riesengroße! Sie überraschten mich. Im Bergland von Wyoming sind Bären keine Seltenheit, und sie sind so zahlreich, daß man sie auch schießen darf. In den Big-Horn-Bergen waren sie allerdings seltener, und bei der plötzlichen Begegnung mit den frischen Spuren kamen mir ein paar interessante Gedanken. Ich hatte noch nie einen Bären gejagt und mich eigentlich auch nie danach gesehnt. Das Fleisch wäre für mich nutzlos gewesen.

Dieser Bär stellte für meinen Begleiter und für mich keine unmittelbare Bedrohung dar. Wenn er noch in der Gegend war und unsere Anwesenheit bemerkte, bemühte er sich wahrscheinlich, uns aus

dem Weg zu gehen. Während ich allerdings die Spuren betrachtete und feststellte, wie frisch sie waren, wurden meine Gedanken immer bewegter. Ich muß gestehen, daß mir auf einmal ein Bärenfell für unser Haus vorschwebte. Weil die Spuren etwa in dieselbe Richtung führten, die ich sowieso einschlagen wollte, beschloß ich, ihnen zu folgen.

Meine Haut fing an zu prickeln, und ich konnte spüren, wie mir die Haare im Nacken zu Berge standen. Ich hatte ganz stark das Gefühl, ich sei in großer Gefahr.

Nach etwa hundert Metern kam ich an einen Platz, wo der Schnee von Blutspuren und Rotwildhaaren aufgewühlt war. Mir war klar, daß der Bär an diesem Morgen hier ein Rotwild gerissen hatte. Die Spur war jetzt leicht zu verfolgen, weil der Bär die Beute teils getragen und teils durch das Buschwerk in ein Tannen- und Kieferndickicht geschleift hatte. Dort fand ich das Rotwild. Kopf und Geweih hatten sich in den Zweigen eines umgestürzten Baums verfangen, und der Bär war nicht geblieben, um es freizubekommen. Vielleicht hatte mein Erscheinen diese Entscheidung beeinflußt.

Ich folgte der Bärenspur und stieg einen steilen Hang hinauf, wo ich wegen des dichten Unterholzes nur mühsam vorwärtskam. Ich hängte mir das Gewehr mit dem Lederriemen über die Schulter und benutzte Hände und Füße, um den Hang hinaufzukommen. Alle paar Meter hielt ich an, um kurz zu verschnaufen.

In einer dieser Verschnaufpausen sah ich mich um, um mir einen Überblick zu verschaffen. Das Unterholz war sehr dicht, und deshalb war mir klar, daß ich kein Ziel sicher treffen konnte, das mehr als acht bis zehn Meter entfernt lag. Mir kam die Frage, wer im Vorteil war, wenn ich jetzt auf dem Bären stieß.

Während mir das durch den Kopf ging, überkam mich ein äußerst interessantes Gefühl. Meine Haut fing an zu prickeln, und ich konnte spüren, wie mir die Haare im Nacken zu Berge standen. Ich hatte ganz stark das Gefühl, ich sei in großer Gefahr und müßte sofort weg. Das Gefühl war so mächtig, daß ich aufstand und den Abhang wieder hinunterging, wo das Land offen war und ich wieder mehr Herr der Lage wäre. Jeder Wunsch, den Bären weiter zu verfolgen, war wie weggeblasen, und ich verfolgte wieder den Zweck, wozu mein Freund und ich den Tag überhaupt in die Berge gekommen waren.

Ich habe seitdem von Zeit zu Zeit über dieses Erlebnis nachgedacht. Gelegentlich sehe ich mich vor der Möglichkeit, einer Betätigung nachzugehen, die scheinbar Spannung oder Abenteuer verspricht. Und immer, wenn diese Gelegenheit mit Gefahr oder einer Bedrohung für mein physisches oder spirituelles Wohlergehen verbunden sind, habe ich das gleiche Gefühl und spüre die gleichen Warnsignale wie damals in den Bergen in Wyoming. Es ist nicht immer so stark wie an den Hängen des Little-Big-Horn, aber doch klar genug, so daß ich es nicht leicht ignorieren kann. Ich habe gelernt: immer wenn ich, bildlich gesprochen, „Bärenspuren" sehe, ist es vernünftig, daß ich

auf die Warnsignale höre, die mir ins Gewissen dringen. Solche Signale können einem viel Herzeleid und Schwierigkeiten ersparen.

Junge Leute, die dabei sind, erwachsen zu werden und in der heutigen Welt ihren Weg zu gehen, stoßen wahrscheinlich auf viele „Bärenspuren", die sie in das Dickicht weltlicher Vergnügungen locken wollen. Solche Verlockungen können viele Formen annehmen. Sie können manchmal auf den ersten Blick relativ harmlos und unschuldig aussehen. Man kann ihnen fast überall begegnen – sogar im Heiligtum unseres Zuhauses. Sie können im geschriebenen Wort, in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern auftreten. Manchmal nehmen sie als Zeichnung oder Foto graphische Form an. Manchmal dringen sie uns mit Musik in Gedanken und Gefühle, während wieder andere jede Errungenschaft der modernen elektronischen Technologie, einschließlich Fernsehen und Kino, verwenden. Manchmal folgen wir „Bärenspuren" bei den Übertretungen in unserer Beziehung zueinander, die dann zu unsittlichem Verhalten führen. Viele folgen den „Bärenspuren" in die Alptraumwelt des Drogenmißbrauchs und der Drogenabhängigkeit.

Ich kann mich erinnern, daß ich vor mehreren Jahren von einem Mann gelesen habe, der mit einem Begleiter in die Wildnis in Montana auf Großwildjagd gezogen war. Die Jäger waren aus geringer Entfernung auf einen Grizzly gestoßen, und einer der beiden hatte den Bären angeschossen und verwundet. Das Tier hatte sich wütend auf die Jäger gestürzt. Einer von ihnen war in panischer Angst auf die niedrigen Äste eines kleinen Baums in der Nähe geklettert, um sich zu retten. Der Baum war aber nicht groß genug gewesen, um den Mann vor den starken Klauen und Zähnen des Bären zu schützen. Bevor der Begleiter den Bären töten konnte, hatte er dem Jäger bereits so schwere Wunden beigebracht, daß ihm beide Beine amputiert werden mußten, damit er überhaupt mit dem Leben davonkam.

Wer den bildlich gemeinten „Bärenspuren" folgt, die ich vorher erwähnt habe, muß sich dessen bewußt sein, daß sie unausweichlich in Gefahr führen. Manche dieser Gefahren können für Spiritualität und Glauben tödlich sein; andere können dem wahren Glücklichsein und der Selbstachtung schwere Wunden zufügen, von denen man sich nur schwer erholt. Wenn man solchen „Bärenspuren" bewußt folgt, kann das tragische Folgen haben.

Meine Erfahrung lehrt mich, daß wir den Gefahren, zu denen solche „Bärenspuren" folgen, am besten aus dem Weg gehen, indem wir den Spuren gar nicht erst folgen. Beachtet die Warnsignale, die durch die Eingebungen des Heiligen Geistes kommen; flüchtet euch auf sicheren Grund und Boden, wo ihr Herr der Lage seid und die schützenden und bewahrenden Kräfte in Anspruch nehmen könnt, die der himmlische Vater denen verheißt, die ihm gehorchen.

Wenn wir das tun, finden wir eine Geborgenheit und einen inneren Frieden, die kostbarer sind als alle Aufregung und Spannung, die uns das Verfolgen der „Bärenspuren" je einbringen könnte. Darüber hinaus können wir auf dem Weg zum ewigen Glücklichsein bleiben und darauf vertrauen, daß uns jeder Segen offensteht, den wir brauchen, um uns vor den Kräften zu schützen, die danach trachten, uns zu verletzen und uns den Weg zu verlegen. □

DIE ÜBERLIEFERUNG VON DER SINTFLUT BEI DEN ANDEN-INDIANERN

Kirk Magleby

Die meisten Völker der Erde erzählen die Geschichte von einer weltweiten Flut. Das babylonische Gilgamesch-Epos und der griechische Mythos von Deukalion und Pyrrha sind nur zwei Beispiele dafür. Kulturen, die so weit auseinander liegen wie Wales und Indien, haben Geschichten hervorgebracht, die eine faszinierende Ähnlichkeit mit dem biblischen Bericht von Noach aufweisen. (Siehe Gen 6–8; Mose 7:38–45; Eth 13:2; Al 10:22.) Die Geschichten unterscheiden sich im Detail sehr und haben viele lokale Varianten, doch weisen die meisten die gleichen Grundelemente auf: (1) Die Menschheit wird schlecht und beleidigt die Götter; (2) eine weltweite Flut vernichtet die Sünder und reinigt die Erde; (3) eine rechtschaffene Familie oder Gruppe bleibt bewahrt und gründet ein neues, besseres Menschengeschlecht. Es überrascht demnach nicht, daß auch die Indianer die Geschichte von der Flut als Teil ihrer heiligen mündlichen Überlieferungen bewahrt haben. Vom Huronsee und Britisch Kolumbien im Norden bis zum Titicacasee und Patagonien im Süden erinnern sich die Indianer an ihre eigene farbenprächtige Version von der Sintflut in grauer Vorzeit. Die Geschichten, die dem Bericht in Genesis am ähnlichsten sind, stammen aus Mexiko und Zentralamerika, während einige der interessantesten und bezauberndsten indianischen Versionen aus den Andenländern Südamerikas stammen.

Das meiste Quellenmaterial für diese frühen indianischen Flutlegenden stammt aus den Aufzeichnungen der katholischen Priester und Forscher, die das Land als erste besuchten und etliche der einheimischen Legenden aufschrieben. Diese Leute suchten gern das heraus, was ihnen in den indianischen Geschichten als fehlerhaft und vom Teufel inspiriert galt, aber die meisten stimmten in ihrer Meinung über die Inkas und andere mit Antonio de Calancha überein: „Durch ihre Quipus, die ihre Methode der Berichtsführung darstellen, und durch ihre Lieder und mündlichen Überlieferungen kannten sie die Geschichte von der Arche und den Wassern der Flut, und sie sprachen auch davon."

Ein Autor namens Fernando de Montesinos, der fünfzehn Jahre in Peru lebte und nach eigener Zählung die Anden mehr als fünfzigmal überquerte, errechnete sogar das Datum der Flut, von der die Inkas sprachen. Laut Montesinos sagten sie, die Flut habe 340 Jahre vor dem Ende der zweiten Sonne oder zweitausend Jahre nach der Schöpfung stattgefunden. Das wäre dann 1660 Jahre nach der Schöpfung gewesen oder, nach der Chronologie der Inkas, etwa 2340 v. Chr.

Die Anden-Indianer hatten auch besondere Namen für die Flut. Eine frühe

Autorität auf dem Gebiet der Quechuasprache schrieb 1608, sie hätten sie „Llocllay Pachacuti" genannt, was „weltweite Flut" bedeutet. Ein anderer Autor, der selbst zum Teil indianischer Abstammung war, schrieb gegen Ende des 16. Jahrhunderts:

„Sie erinnern sich nicht, daß sie nach der Flut von den Nachkommen Noachs abstammten, allerdings bewahren sie eine Erinnerung an die Flut; sie nennen sie nämlich Yaco Pachacuti und sagen, sie sei eine Strafe von Gott gewesen."

Pedro Sarmiento de Gamboa, Soldat und Historiker, hielt eine andere Variante des Namens fest und schrieb 1572:

„Vor allem sandte ihnen ihr Gott eine allgemeine Flut, die sie Uno Pachacuti nennen, was bedeutet: 'Wasser, das die Erde umformte'. Und sie sagen, es habe sechzig Tage und sechzig Nächte geregnet, und alle Lebewesen seien ertrunken."

Eine Version von der Flut wird uns durch den hochgeachteten Chronisten Pedro de Cieza de Leon überliefert. Er bereiste das Andengebiet viele Jahre lang und machte sich mit den einheimischen Sprachen und Sitten vertraut, und seine Bücher gehören zu den besten, die wir haben, da sie einen Augenzeugenbericht vom Inkareich darstellen. 1550 verfertigte er eine Zusammenfassung von der weitverbreiteten Vorstellung von einer Flut in alter Zeit, woran die meisten indianischen Völker glaubten, die er besucht hatte:

„Diese Völker sagen, in alter Zeit, lange bevor sie Inkas waren und die Erde dicht bevölkert war, sei eine so große Sturmflut aufgekommen, daß der Ozean über die Ufer trat und das Wasser die Erde derart erfüllte, daß alle Menschen starben, weil das Wasser so hoch anstieg, daß es auch die höchsten Gipfel in allen Gebirgen bedeckte. . . Andere Leute aus den Bergen und selbst aus der Ebene sagen, niemand sei dem Tod durch Ertrinken entronnen, bis auf sechs Menschen, die in einem kleinen Boot oder einer Barke entkamen und allen Menschen, die seitdem waren und sind, das Leben gaben. . . Zweifle nicht daran, mein Leser, denn im allgemeinen bestätigen das alle und erzählen genau das, was ich hier aufgeschrieben habe."

Dem Bericht von Cieza ähnelt ein anderer, nämlich der, den Cristobal de Molina aus Cuzco 1572 verfaßte. Er berichtet: „Die Inkas wußten viel von der Flut, und sie sagen, alle Menschen und alle Kreatur seien darin umgekommen, weil die Wasser über die höchsten Berge in der Welt stiegen und nichts am Leben blieb, außer ein Mann und eine Frau, die sich in einer Trommel retteten."

Ein weiterer Hinweis auf die Flut stammt von einem katholischen Pater namens Avendano. Er bemühte sich, die Indianer im christlichen Glauben zu unterrichten, und mußte dabei auch auf ihre früheren Vorstellungen und Bräuche Bezug nehmen. In einer seiner Predigten sagte er folgendes:

„Da die Inkas keine Bücher hatten, konnten sie das nicht wissen, und ihre Chronisten sagen, daß die alten Überlieferungen in ihren Quipus nur 400 bis 500 Jahre zurückgehen; vorher sei die Purunpacha gewesen, was die Zeit bedeutet, an die es keine Erinnerung gibt. Sie erinnern sich nur an die Flut, als Gott die Welt im Wasser ertränkte, und alle sagen, das sei wegen den Sünden der Menschheit geschehen. . . Die Indianer geben zu, daß es eine Flut gegeben hat, und nennen sie Llocllai pachacuti."

Manchmal kommen zwei Details vor, die

für die Flutlegenden aus den Anden anscheinend charakteristisch sind. Sie treten in den Geschichten dieser Region und an wenigen anderen Orten auf. Das sind zum einen die überfluteten Berggipfel und zum anderen die Tiere, die ihre Herren vor der bevorstehenden Katastrophe warnen. Beides wird in folgendem Text des Autors BernabRe'Cobo veranschaulicht:

„Die Indianer der Provinz Ancasmarca im Distrikt Cuzco hatten folgende Legende: Sie sagen, als die Flut kurz bevorstand, zeigten die Lamas, die in diesem Land wie Schafe gehalten werden, so große Trauer, daß sie nicht fraßen und nachts nur nach den Sternen blickten, bis schließlich ein Hirte über die Lage nachdachte und sie fragte, was die Ursache ihres Kummers sei. Sie erwiderten, er solle eine gewisse Sternengruppe anblicken, die sich verschwor, die Erde durch eine Flut zu vernichten, und darüber beriet. Als der Hirte das gehört hatte, erzählte er es seinen sechs Söhnen und Töchtern, und sie beschlossen, soviel Lebensmittel und Vieh zu sammeln wie irgend möglich. Als sie ihren Vorrat also beschafft hatten, stiegen sie auf einen hohen Berg namens Ancasmarca. Sie sagen, als das Wasser anstieg und die Erde überflutete, erhob sich der Berg und trieb auf dem Wasser, so daß er nie vom Wasser bedeckt war; und nachdem das Wasser zurückgegangen war und sich wieder gesammelt hatte, senkte sich der Berg, bis er an seinem früheren Ort wieder zur Ruhe kam; und durch die Kinder des Hirten, die die Flut überlebt hatten, wurde die Provinz wieder bevölkert."

Das zweite Element kommt auch in diesem unterhaltsamen Auszug aus den Schriften des Chronisten Francisco Davila aus dem Jahr 1598 zum Ausdruck: „Sie sagen, in alter Zeit sollte die Welt zerstört werden, und es sei folgendermaßen geschehen: Als ein Indianer sein Lama auf einer guten Weide anband,... sprach das Lama zu ihm, nämlich: 'Loco, was weißt du, oder was denkst du? Verstehe, daß ich mir Sorgen mache, und das aus gutem Grund. Du mußt wissen, daß in weniger als fünf Tagen das Meer anschwellen und aufbrechen wird, bis es die ganze Erde bedeckt. . . Du mußt dich auf die Spitze des Berges Vilcacoto flüchten.' Der Indianer schulterte seine Habseligkeiten, nahm das Lama an die Leine und kam dann auf dem Gipfel des genannten Berges an, wo er viele verschiedene Tiere und Vögel vorfand, die aneinandergekauert waren. . . Die Wasser stiegen so hoch, daß nur die Gipfel des Vilcacoto nicht bedeckt war. . . Schließlich stiegen die Wasser so hoch, daß einige der erschreckten Tiere fast darin standen. Der Fuchs stand beispielsweise nah am Wasser und hielt seinen Schwanz in die Wellen, weshalb sein Schwanz an der Spitze schwarz ist. Nach fünf Tagen begannen die Wasser zurückzugehen, und das Meer kehrte an seinen früheren Platz zurück, sogar noch niedriger als zuvor, und so wurde die ganze Erde von allen Menschen gereinigt, bis auf den erwähnten Indianer."

In den Flutlegenden aus den Anden findet sich teilweise auch der Hinweis darauf, daß der Regenbogen zwischen Gott und den Menschen das Symbol dafür sei. daß es auf der Erde nie wieder eine weltweite Flut geben werde. In den spanischen Aufzeichnungen finden sich wenigstens zwei Hinweise auf diese Tradition. Der folgende Text von Cabello Balboa aus dem Jahr 1586 schildert, wie die Brüder Ayar die Stadt Cuzco gründeten.

„Sie kamen an einen Hügel, der heute Guanacauria heißt, und einen Tag sahen sie den Bogen oder Regenbogen der Himmel, der an den Fuß dieses Hügels stieß, und Mango Capaca erklärte den anderen, das sei ein gutes Zeichen dafür, daß die Welt nicht mehr durch Wasser verwüstet werden würde. Sie sollten ihm auf den Hügel folgen, und von dort aus würden sie den Ort sehen, wo sie sich niederlassen sollten."

Eine ähnliche Version aus dem Jahr 1572 finden wir im Werk von Molina:

„Die Brüder Ayar stiegen auf den Gipfel, und dort sahen sie den Regenbogen des Himmels, den die Einheimischen Guanacauria nennen, und Mango Capaca sagte zu ihnen: 'Nehmt das als Zeichen dafür, daß die Welt nie wieder durch Wasser zerstört werden wird.'"

Wenigstens ein spanischer Autor deutet an, daß die Inkas wußten: In der Zukunft sollte einmal eine Vernichtung ähnlich der Flut eintreten. Das folgende Zitat stammt aus dem Jahr 1653.

„Die anderen Sagen, die sie darüber erzählen, beginnen mit dem Ursprung des Menschen bei der Flut, von der alle diese Indianer viel wußten, wenn sie auch nicht mehr wußten, daß sie der Wille Viracochas gewesen war; und sie waren überzeugt, daß die Welt, genauso wie sie damals durch die Flut verlorenging, noch einmal verwüstet werden würde, und zwar entweder durch Hungersnot oder Seuche oder Feuer."

Es ist interessant, was die Anden-Indianer alles über die Flut wußten. Die Angaben dazu sind zwar nur bruchstückhaft, und die spanischen Autoren, die die Legenden aufgezeichnet haben, sprechen von verschiedenen Stammesgruppen, doch wenn die Überlieferungen einmal zusammengefaßt werden, stellen sie ein sehr eindrucksvolles Bild von der Erinnerung der Indianer an die Flut dar. Die Inkas und andere in der Region glaubten, die Flut habe in alter Zeit stattgefunden, noch bevor die gegenwärtigen Völker existierten, und sie sei auf göttliches Geheiß wegen der Sündhaftigkeit der Menschen erfolgt. Sie wußten, daß nur ein einziger Mensch beziehungsweise eine Familie gerettet worden war, und sie assoziierten auch die Rettung vieler Tiere mit der Flut. Das Rettungsmittel, von dem sie wußten, war manchmal ein Boot, manchmal ein Berggipfel, häufig einer, der auf dem Wasser schwamm. Sie hatten auch eine gewisse Vorstellung davon, daß die Flut ein altes Symbol für eine andere Zerstörung war, die noch in der Zukunft lag, und zwar durch Feuer oder Seuche. Schließlich assoziierten sie den Regenbogen mit der Verheißung, daß nie wieder eine Flut kommen und die Erde verwüsten würde. Natürlich hatten die Anden-Indianer in ihrer Kultur kein allgemein übliches Schriftsystem, und so hatten sie meist mündliche Überlieferungen, die vom Vater auf den Sohn weitergegeben und dadurch im Laufe der Zeit entstellt wurden. Ich halte es aber doch für vertretbar, so zu schließen wie Vasguez de Espinosa, der 1630 folgende Beobachtung machte: „Die Indianer waren also so kurze Zeit nach der Flut in diese Länder gekommen, daß sie sich noch gut daran erinnerten und die Geschichte bis in die heutige Zeit von einem auf den anderen überlieferten, weil sie durch die Überlieferung von ihren Vorfahren her davon wußten, wenn sie auch im Laufe der Zeit und mangels Aufzeichnungen die Wahrheit mit ein paar Lügen und einigem Aberglauben vermischt und so das Licht der Wahrheit getrübt hatten, obwohl sie einige Funken und Anzeichen dafür hatten." □

Umschlagbild (vorne): Die 100 Jahre alte „Assembly Hall" auf dem Tempelplatz in Salt Lake City wurde innen und außen renoviert. Man brauchte zum Teil besonders ausgebildete Handwerker, aber auch die moderne Technik, um dieses schöne Gebäude für den heutigen Gebrauch zurechtzumachen. Zur Generalkonferenz im April wurde die „Assembly Hall" wieder eingeweiht und auch verwendet. **Umschlagbild (hinten):** Die neue Orgel in der „Assembly Hall" hat über 3500 Pfeifen. Fotos von Eldon K. Linschoten.